Unser Pommerland

3. Jahrgang 1915—1916 Nr. 11/12.

Verbandsorgan des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Messenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins.

Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen

Hie Aar! — Hie Greif!

Bilder aus den brandenburgisch-pommerschen Kämpfen vor fünfhundert Jahren.

Von **Fritz Thiele** in Stettin.

I.

Die mittelalterliche Enge der guten Stadt Kostnitz am Bodensee konnte sie nicht fassen, die Zahl der Gäste; nie hatte sich unter ihren spitzen Giebeln je eine so glänzende Versammlung zusammengefunden, weilten doch sogar ein Kaiser und ein Papst in ihren Mauern. In ihren Gassen sah man die Mitra der Bischöfe, den roten Hut der Kardinäle, den violetten Talar gelahrter Doktoren, den Helmbusch der Ritter, die Kapuze der Mönche; und Krämer und Wechsler, Kriegsmänner und Abenteurer aller Art und aller Länder belebten die bunte Zeltstadt vor ihren Toren. Der alte Glanz mittelalterlicher deutscher Kaiserherrlichkeit leuchtete über Europa. Aber es war zum letzten Male, daß sich auf deutschem Boden eine Reichs- und Kirchenversammlung von solchem Glanz vereinigt hatte, eine Versammlung, auf welcher sich neben den Reichsfürsten auch Gesandte der fremden Könige, zum Teil prinzlichen Geblüts, neben deutschen Bischöfen auch Prälaten aus England, Frankreich, Italien, Schweden, ja aus Spanien und dem fernen Byzanz eingestellt hatten. Zum letzten Male vereinte sich die gesamte abendländische Christenheit zu **einer** großen Gemeinschaft im Schatten der deutschen Kaiserkrone; denn der Glanz dieser Krone fing an zu verbleichen, das römische Reich wankte dem Grabe entgegen. Aber wie der absterbende Baum sich selbst fortpflanzt, indem er ein Samenkorn aus seinen Zweigen in den Boden fallen läßt, dem er entwuchs, so sorgte auch das alte römische Reich dafür, daß in seine morschen Trümmer der Keim zu einem neuen machtvollen Reiche deutscher Nation gesenkt wurde, indem Kaiser Sigismund vor einem halben Jahrtausend am 30. April 1415 — scheinbar nur als Nebenhandlung, in Wirklichkeit aber, wie die Folgezeit dartun sollte, als folgenreichstes Ergebnis der ganzen Tagung — eine Urkunde unterzeichnete, in welcher er

> „den hochgeborenen Friedrich, Burggraf zu Nürnberg in Ansehen und Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und anderer seiner Tugenden, insbesondere aber seiner lauteren und bewährten Treue, die er gegen uns hat, zu unserem rechten Obristen, Verweser und Hauptmann über die Mark bestellt hat, und in der Absicht, daß der Friede und die Besserung in der Mark erhalten bleiben und zunehmen möge, dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die Mark und das Kurfürstentum mit dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen Würden, Ehren und Rechten, Landen gnädiglich gegeben und ihn zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht hat".

Ein halbes Jahr später, im Oktobermonat 1415, ritt der neue Kurfürst durch das Teltower Tor in die Doppelstadt Berlin-Kölln ein, neben ihm die beiden Bischöfe des Landes, von Lebus und von Brandenburg. In seinem Gefolge sah man nicht nur wie vor drei Jahren schwert- und sporenklirrende Ritter in der knappen Tracht, wie sie die höfische Sitte des fränkischen Südens vorschrieb, sondern auch die weiten Gewänder, wie man sie im Sande des märkischen Nordens trug, denn ihn begleiteten heute auch die schloßgesessenen Herren, die sich damals noch in trotzigem Unabhängigkeitssinn verschworen hatten, ihn nicht in der Mark auf-

kommen zu lassen, und „wenn es ein ganzes Jahr Burggrafen regnen sollte."

Und die stolzen, selbstbewußten Bürger Berlins hatten ihm ihre Tore geöffnet und erwarteten ihn mit einer gewissen Beklemmung, aber auch mit Bewunderung, ja, zum Teil wohl auch mit Vertrauen.

Und am 21. Oktober 1415 sprachen alle — Ritter und Bürger — vor dem „Hohen Hause" in der Klosterstraße die Huldigungsworte nach, die Johann von Waldow, Propst von Berlin und Landschreiber der Mark, mit vernehmlicher Stimme verlas. „Wir huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als seinem rechten Erbherren getreu und gehorsam zu sein als uns Gott helfe und seine Heiligen!"

„Na frede stundt all sin beger,
Hy steit na guden freden,"

so sang man von ihm. War dieses Friedensverlangen des Zollern Schwäche? Zuerst hatten sie's alle geglaubt, wie er es mit Leutseligkeit und freundlichem Zureden versucht hatte, aber er hatte es ihnen bald gezeigt, was für eine Bewandtnis es mit dem „Nürnberger Tand" hatte. An Friesacks Mauern war's zu lesen, und der Hauptgegner des Landadels, Dietrich von Quitzow, hatte, mit der Reichsacht beladen, fliehen müssen. Alles in allem: Wer es gut mit der Mark meinte, der konnte sich des neuen Landesherren freuen, wer sie aber zu seinem persönlichem Vorteil ausbeuten wollte, der mußte die Stirn in Falten ziehen.

II.

Um dieselbe Zeit, als die Huldigung der märkischen Stände dem Kurfürsten bezeugte, daß er unumschränkter Herr der Mark sei, saßen auch die beiden Herzöge von Pommern-Stettin, Kasimir und Otto, sorgenvoll auf ihrem Greifenschloß am Oderstrom. Seit dieser Nürnberger Burggraf in ihr Nachbarland eingezogen war, war ihnen Mißerfolg auf Mißerfolg beschieden gewesen. Jetzt lastet! sogar die Reichsacht auf ihnen und ihrem Lande. Und das verdankten sie im Grunde niemand anders als ihm, dem neuen Kurfürsten, dem einflußreichen Freunde des Kaisers Sigismund, zu dem sie jetzt — es gab keinen andern Ausweg — einen demütigenden Bittgang unternehmen mußten. Und ihre Erinnerung schweifte zurück in jene Zeit, als er zum ersten Male aus seinem fränkischen Süden herabgestiegen war in das Land, das sie schon als ihr eigen betrachtet hatten. Denn damals war der Herzog von Pommern-Stettin Herr der Mark. Seit die schwachen Markgrafen aus dem Wittelsbacher Geschlecht zum Dank für die in den Unruhen des falschen Waldemar geleistete Hilfe 1354 weite Teile der Uckermark an die Fürsten Pommerns abgetreten hatten. Seit Herr Jobst von Mähren, der Statthalter der Mark — getreu seinem Wahlspruch: Iß, was gar ist, trink, was klar ist, nimm, was bar ist — sogar ihrem Vater selig, Herrn Swantibor, die Hauptmannschaft der Mittelmark übertragen hatte. Niemand der bayerischen und luxemburgischen Herren hatte auch daran denken können, das alte Erbe der tatkräftigen Anhaltiner, die Lehnshoheit über Pommern, zu beanspruchen. Gerade in diese glückliche Zeit platzte der Hohenzoller hinein, und an ihren alten Vater war bald von ihm der gemessene Befehl ergangen, die uckermärkischen Gebiete herauszugeben. Herzog Swantibor selbst, alt, kränklich und voller Verdruß über seinen Rücktritt aus einflußreichen märkischen Aemtern. lebte nur noch auf seinen Landgütern und in Klöstern, aber sie, seine Söhne Kasimir und Otto, voller Jugendmut und Ehrgeiz, hatten zum Schwerte gegriffen, um ihre Rechte zu verteidigen. Sie hatten die Unbilden vergessen, die der märkische Adel ihrem Vater zugefügt hatte, sie wußten, daß die Ritter des Havellandes ebenfalls in Friedrich von Hohenzollern den gefährlichen Feind erblickten, und hatten mit Dietrich von Quitzow ein Bündnis geschlossen, und mannhaft hatten sie die Brandenburger angegriffen am Kremmer Damm, am Columbanstage 1412. Sie hatten sich gewiß tapfer geschlagen, mußte doch Graf von Hohenlohe, der oberste Hauptmann der Märker und Franken, auf der Wahlstatt bleiben, und gewiß, das war ihnen später bewußt geworden, wenn sie den Sieg ausgenutzt hätten, wäre ihnen ein voller Sieg geworden. Aber sie wollten ja nur ihr Erbe behaupten, außerdem war mit dem aufbrausenden Dietrich von Quitzow nicht fertig zu werden gewesen. Dann aber war in ihrem Rücken ein Unwetter aufgezogen. Was den Waffen des Zollern nicht gelungen war, das brachte sein diplomatisches Geschick zuwege. Markgraf Friedrich hatte nämlich den andern Zweig des Greifenhauses, Pommern-Wolgast, auf seine Seite gebracht, ja dessen Herzog Wartislaw zu einem Schutzbündnis zu bewegen vermocht. Durch eine Heirat wollte der Markgraf sein Haus an das Wartislaws ketten, indem er seine Tochter Margarete mit einem Pommern-Wolgaster Prinzen verlobt hatte, der ja dann aber gestorben war, lang bevor die Braut das für die Vermählung festgesetzte zwölfte Jahr erreicht hatte. So war es denn gekommen, daß sie den günstigsten Augenblick, sich mit Hilfe des havelländischen Adels gegen die Anmaßung des Burggrafen zu behaupten, glücklich verpaßt hatten. Sie hatten untätig zugesehen, wie der Hohenzoller, der plötzlich gezeigt hatte, daß er die Statthalterschaft in einem anderen Sinne handhaben wolle als seine Vorgänger, mit Donnerbüchsen den havelländischen Adel in seinen Raubnestern Besuche abstattete und ihn sich unterwarf. Denn als sie noch hin- und herrieten, ob sie diesem helfen sollten, stand plötzlich der mächtige Dietrich Quitz vor ihnen, landesflüchtig und mit der Reichsacht beladen. Der ungebändigte Trotz des alten Eisenkopfes war aber durchaus nicht gebrochen. Er hatte versucht, sie gegen Brandenburg aufzuhetzen, aber

jetzt erst war ihnen voll zum Bewußtsein gekommen, daß sie — stillsitzend beim Todeskampf der Bundesgenossen — einen schweren Fehler begangen hatten: vereinzelt hatten sie sich jetzt nicht weigern dürfen, dem Sieger selbst Prenzlau herauszugeben, zumal der Burggraf es verstanden hatte, außer den Wolgaster Herzögen auch noch einige Mecklenburger Herren an sich zu ketten. Gleichwohl ließen sie ihren ehemaligen Kampfgenossen nicht im Stich, sondern gaben ihm einen Unterschlupf in der Gegend von Regenwalde. Aber Dietrich von Quitzow dankte ihnen die Gastfreundschaft nicht; er war viel zu tatenlustig, als daß er nun Ruhe gegeben hätte. Er regte seine Faust in Privathändeln und war in der Gegend von Regenwalde und Schivelbein, wo allerlei Ländchen zusammenstießen, bald ein berüchtigter Landfriedensbrecher, so daß Klagen über Klagen an den Kaiser einliefen, der damals sich zur Reise zum Kostnitzer Konzil rüstete. Als nun noch bei der Abwesenheit des Hohenzollern, der für den Kaiser in Konstanz unentbehrlich war, die beiden Herzöge sich doch von Quitzow verleiten ließen, wieder in Brandenburg einzufallen und Friedrich, der in Kostnitz inzwischen den Kurhut erhalten hatte, ebermals Klage gegen sie erhob, da riß Siegismund auch die Geduld, und er sprach die Reichsacht über sie beide, Herzöge Otto und Kasimir von Pommern-Stettin, aus.

Das waren die Ereignisse der verhängnisvollen vier Jahre, seit der Zoller zum ersten Male den märkischen Sand betreten hatte, die nun in der Erinnerung unserer beiden Herzöge wach wurden. Eben hatten sie den schwerwiegenden Entschluß gefaßt, den Schutz des gefährlichen Gastes aufzugeben und sich mit Friedrich gütlich zu verständigen.

III.

Aug in Aug standen sich Greif und Aar gegenüber in Neustadt-Eberswalde kurz vor Weihnacht 1415. Auch Herzog Wartislav von Pommern-Wolgast war anwesend. Die Herzöge von Pommern-Stettin kamen in diesem Vertrage glimpflich genug davon; der Zoller zeigte wieder weise Mäßigung. Sie mußten zwar die Uckermark herausgeben, aber Markgraf Friedrich verpflichtete sich, die mit Jobst von Mähren vereinbarte Pfandsumme zurückzuzahlen,

„dat de obgenant Marggrave her Fridrich schol schaffen und utgeven den erbenomeden heren Otten und Casemer und Wartislaven hertzogen danne geld also si utgegeven hebben, also die erbenomeden Stetinschen Heren und hertzoge Wartslaff den vorbenomeden Marggrave vor ut hebben mit rechte na gebracht vor dat Ukerland, mannen Steten und Slote, mit sodaner tugehorunge, also Marggrave Jost hertzoge Swantiborn seeliger dechtnisse bevolen hadde von den gehenen die dat geld upgehoven hebben".

Ferner wollte Markgraf Friedrich für die Lösung der Herzoge von der Reichsacht beim Kaiser einstehen.

„Hirmede so schal alle recht und acht dat angehoven und ghan is vor unsern gnedigen Heren dem Römischen Könige wegen dy Stetinschen Heren und ihre Mane und Stede gentzlich dot sein".

Aber über den wichtigsten Streitpunkt wurde keine Einigung erzielt, in der Lehnsfrage.

„Was dy erbenomeden Heren underlank hadden von erer beider herschaft dat scholl stan an beider syt upp unseren gnedigen Heren den Romischen konige, die schall und mag sei dor umme mit früntschaff vorscheiden".

Friedrich war viel zu klug, um einerseits förmlich darauf zu verzichten, andererseits aber die Forderung mit der Schärfe des Schwertes durchzudrücken, da er wohl äußersten Widerstand und lange Kämpfe fürchtete. So half man sich, indem man in der Frage die Entscheidung des römischen Königs anrufen wollte.

So kam es nur zu einer vorläufigen Einstellung der Streitigkeiten. Anfang des Jahres 1417 rief der Kaiser Siegismund alle Reichsstände zur Tagung nach Kostnitz, damit sie ihre Belehnung empfingen und ihm in der Lösung der verwickelten deutschen und kirchlichen Verhältnisse beistünden. Weil das Ausschreiben in so bündiger Form verfaßt war, „daß, wer sein Lehne zwischen Datum des Briefs und Pfingsten nicht empfinge, desselben verlustig gehen sollte," da zögerten auch die pommerschen Herzöge, Otto von Pommern-Stettin und Wartislaw von Pommern-Wolgast, nicht, die weite Reise zu unternehmen. Sie waren in Kostnitz Zeugen als mit strenger Beobachtung des uralten Ceremonials und in herkömmlicher Pracht am 18. April 1417 dem neuen Kurfürsten Friedrich auch die Belehnung über die Mark Brandenburg erteilt wurde, und am 31. Mai empfing auch Otto zu Stettin für sich und seine Brüder Kasimir das Lehn vom Reiche.

„Wan der hochgeboren Otto zu Stettin der pomern der Cassuben und der Wenden Hertzog und Furste zu Rugen unser lieber ohme und furste, uff dem letzten Tage des mondes Mayen nechsten vergangen, für uns, als wir in unser kuniglich majestat zu Konstentz saßen komen ist und uns gebeten hat, das Wir ihm und dem hochgeborenen Casemer Hertzogen zu Stettin etc. sinen Bruder ihre lehne dy sy dann vom Reiche haben und besitzen zu liben gnediglich geruhen".

Doch enthielt diese Urkunde die für Pommern so fatalen Klauseln, „daß der Mark Brandenburg und des Markgrafen Friedrich Freiheiten, Rechte und Privilegien, die sie vom römischen Kaiser über das Fürstentum Ottos und Kasimirs haben, öffentlich und klärlich

ausgenommen und mit der Weisung der Belehnten an den gedachten Markgrafen" und weiter, „daß die Reichsbelehnung der Stettiner Herzoge den Rechten des Markgrafen Friedrich und der Mark keinen Eintrag tun sollte, und Siegismund deshalb aus königlicher Machtvollkommenheit den Inhalt aller ergangenen Briefe, welche die Herrlichkeit, Rechte, Freiheiten, Privilegien der Mark und ihr redliches Herkommen schwächten, widerrief!"

IV.

Daß der Einfluß des Siegismund eng befreundeten Markgrafen auf die Gestaltung der Urkunde mitgewirkt hat, geht daraus hervor, daß dem Herzoge Wartislaw von Pommern-Wolgast die Bestätigung seiner älteren Lehnsbriefe ohne Einschränkungen und Klauseln zu teil wurde. Man kann es daher wohl verstehen, wenn Herzog Otto, grollend über die Parteilichkeit des Kaisers, die dem Brandenburger so unverblümt die Lehnshoheit über die Mark zusprach, in die Heimat zurückkehrte und beschloß, seine Rechte mit dem Schwerte zu verteidigen. Es gelang den beiden Stettiner Herzögen auch, einen furchtbaren Bund gegen den Brandenburger zusammenzubringen. Eingedenk der gemeinschaftlichen Abkunft vergaßen die beiden pommerschen Herzogslinien diesmal ihre Eifersüchteleien und versprachen sich beizustehen. Auch die Mecklenburger Herzöge fürchteten, bei dem stets wachsenden Einfluße des Kurfürsten Friedrich in dessen Abhängigkeit zu geraten und traten dem Bunde bei, ebenso die Herzöge von Braunschweig und Sachsen-Lauenburg, ja Polen und der nordische Unionskönig Erich sagten Unterstützung zu. Allerdings hatten die Verbündeten gleich zu Anfang des Feldzuges 1419 ein empfindliches Mißgeschick. Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard geriet in die Gefangenschaft der Märker. Um die Befreiung ihres Sippen zu erzwingen, fielen die Verbündeten in märkisches Gebiet ein. Interessant sind im Vergleich zu den heutigen Kämpfen die Zahlen der Streiter. Die Streitmacht der Mecklenburger bestand aus tausend, die der Herzöge von Pommern-Stettin gar nur aus vierhundert Gewappneten. Die Berennung der Stadt Straßburg mußte an dem mannhaften Mute der Einwohner scheitern, die von den Toren und Mauern mit Donnerbüchsen Steinkugeln gegen die Stürmenden schleuderten. Dabei fällte eine einzige Steinkugel vier starke Männer, während zugleich zwanzig Mann zur Erde stürzten. So wurde die Belagerung von Straßburg aufgegeben.

Mehr Glück hatten die Pommern vor Prenzlau, das ihnen nicht widerstehen konnte. Aber schon nahte den Märkern Hilfe. Ihr Markgraf, der als Reichsfeldherr gegen die Hussiten im Felde gestanden hatte, kam herbei, zwang die Mecklenburger zum Waffenstillstand und warf sich dann auf die Stettiner, und es gelang ihm, den Pommern „Ketzer-Angermünde" zu entreißen. Nur das Schloß, welches von Johann von Briesen verteidigt wurde, konnte er in der Eile nicht bezwingen. Um gegen Ueberfälle der Pommern geschützt zu sein, erbaute er mitten in der Stadt eine Wagenburg, die er mit Donnerbüchsen ausstattete. Den älteren, bedächtigen Herzog Kasimir hinderte ein Augenübel, den Oberbefehl über die Pommern zu übernehmen, und die unbesonnene Kampfesbegier des jüngeren, Otto, brannte darauf, Johann von Briesen in dem bedrängten Schloß Angermünde zu entsetzen; und ohne die Ankunft der 5000 anmarschierenden Polen und die Hilfstruppen des Kamminer Bischofs abzuwarten, beschloß er trotz der Abmahnungen Kasimirs und gegen alle Kriegsklugheit, den Markgrafen in der Stadt mit Benutzung des Eingangs am Schlosse zu überfallen. Vergebens machte ihn sein erfahrener Feldhauptmann Detlev von Schwerin auf die Gefahr eines solchen Unternehmens aufmerksam. Uebermütig spottete Herzog Otto des bedächtigen Dieners und rief ihm, wie das alte pommersche Lied sagt, zu:

her Detloff ji fruchten jw styff
jw js leide vor jwe junge lyff,
unde vor jwe schoene wyff. *)

Verstimmt durch so unverdienten Vorwurf erwiderte Herr Detlev von Schwerin:

Nein, her,
my es nicht leide vor myn junge lyff
ock nicht vor myn schoene wyff;
jck will, efft got wil, for jw sterwen,
edder hiden prys un ehr erwerwen".

Der Marschall riet dann, wenigstens es zuerst mit Kaspar Gans, Edlem Herrn von Putlitz, dem früheren Parteigänger der Quitzows und jetzigen Führer des von den märkischen Adligen aufgebotenen Heerbannes, zu versuchen, damit derselbe ihnen nicht in den Rücken fiele; „vielleicht würde der Angriff auf seine Reisigen auch den Markgrafen aus seinem Vorteil ins freie Feld locken." Aber der eigensinnige Fürst, darin dem großen Friedrich ähnlich, der vor Prag durch ein Schmähwort den Urenkel Detlevs, Kurt von Schwerin, in den unausweichlichen Tod trieb, wollte auf keinen Rat hören. „Er wollte den Adler in seinem Nest angreifen, die Gans könne ihn nicht beißen." So drang Otto in der Stille einer der letzten Märznächte 1420 gegen die Mauern, ward durch Johann von Briesen in das Schloß und in die Stadt gelassen, so daß plötzlich in drei Gassen unter drei flattern-

---

*) Vergleiche F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. 4. Teil, 1. Band (Friedrich Perthes, Hamburg 1843)!

den Bannern Pommerns das Siegesgeschrei: „Stettin! Stettin!“ erscholl. Aber der Markgraf war nicht unvorbereitet überfallen. Er war zur Stelle mit dem Panier Brandenburgs, und als die Pommern vordrangen, donnerten in allen Straßen und von den Mauertürmen die Steinbüchsen auf die Enggescharten und zerschmetterten die vordersten Glieder. „Da war kein Wehren mehr, sondern als das Geschütz die Haufen erlegt und die Ordnung getrennt hatte, wollte nur ein jeder zurückweichen und fliehen. Indes drang der hinterste Haufen vor; daher konnten die, welche in der Stadt waren, nicht heraus, und die, welche außerhalb der Stadt waren, nicht hereinkommen; da nun auch Putlitz mit seinen Reisigen herankam, so wurden die Stettiner von hinten und von vorne, außerhalb und innerhalb der Stadt ohne alle Mühe ermordet und geschlagen, daß es erbärmlich anzusehen war.“ (Kantzow.) Was von dem Gemetzel übrig blieb, ergab sich dem Sieger; ein kleiner Rest entkam durch das Schloß und rettete sich mit Not, darunter auch Herzog Otto. Erschlagen war der wackere Marschall Detlev von Schwerin, viele Ritter und Reisige. Am nächsten Morgen ergab sich das Schloß.

Das Andenken an diese märkische Waffentat lebte noch lange im Volke; auch ein altes Volkslied in niedersächsischer Mundart weiß davon zu erzählen, aus dem ein paar Strophen hier angeführt sein mögen.

Wy willen singen ein nyen Rey, Na dem Winter koempt uns de Mey, Dat hebbn wy wol vernamen, Dat kettr Angrmünd gewonnen ward, Dat nam die Marggraff framen.

Sie quemen vor Angermünde up den plan, Die Dohre weren en wit up gedhan, He reth henin mit schalle, sie riepen all thomal Stettin, Brandenborg were gefallen.

Die Gansz von Putlitz lag hinden Grawen, Wo grimmich streckte sie eren kragen Bauen die Gryffen alle, Die Gryffen hadden die flögel verlahrn, Die Adler schwewete dar bauen.

Die Gansz war des mudes also vol, Dorch die Muer brack sie ein hol, Dörch die harte feldsteine, Da sie up den Markte quemen, Da weren erer thene vör enen.

De Schwerder gingen den klincker den klanck, Herr Dethleff van Schwerin die was der manck, Den pres wolde he erwerven, Des mußte Herr Dethleff van Schwerin Vör seinen Erffherrn sterven.

Da de Hertig dat gesach, dat da Herr Dethleff vör em lach, Gespettet als ein Brade, Ach milder Christe van Himmelrick, Weren wy nu tho dem vierraden.

Da sprack sick des Hertigen neheste Knecht, Gnedige Herr wern wy nu weg, Weren wy wente uth dem Dahre, Ick schwere ydt juw by truwen und vorware, Den prisz hebben wy verlaren.

De Hertig quam wol für dat Dahre, Dem Rosse gab he so balde die sparen, Syn drawen must ehn laten, Tho dem vierraden up dat hohe Husz, Darup ward er gelaten.

He ging sick an der Borg tinnen sthan, Sin Hövet stack he thom Fenster uth, Van jammer und ock van lede, Kettr Angermünd du vele gude Stadt, Wie kleglick mut ick van die schieden.

Die uns dyt nye Lied gesang, Ein Schmedeknecht is he genand, he heet sick köne fincke, he furht ein hemmercken up sine hand, gut Bierken mag he wol drincken.

V.

In rascher Folge fielen nun dem Kurfürsten alle festen Plätze der Uckermark zu, und Herzog Kasimir war froh, daß er die festen Plätze an der pommerschen Grenze halten konnte. Aber allerlei hochfliegende Pläne im Reich und betreffs des polnischen Thrones hinderten Friedrich, seinen Erfolg hier voll auszunutzen. So war die Geneigtheit zum Frieden auf allen Seiten gleich groß. Der Kurfürst behielt die eroberten Teile der Uckermark und entschädigte die Ansprüche der Stettiner Herzöge durch 5000 Schock böhmische Groschen. In die Anerkennung der brandenburgischen Lehnshoheit über Pommern hatten Kasimir und Otto aber wieder nicht gewilligt, und für die Folgezeit kam ihnen der Umstand zugute, daß Friedrich von Brandenburg bei Siegismund in Ungnade gefallen war. Diese Stimmung des Kaisers nutzte Herzog Kasimir aus und begab sich ins Hoflager nach Ofen.

Die Hoffnung auf den Kaiser täuschte unsern Herzog nicht. Sigismund erteilte ihm nicht allein am 17. Februar 1424 einen Lehnbrief über seine Länder, sondern bestätigte auch Wort für Wort die Urkunde Karls IV. vom Jahre 1355 über die damals abgetretenen, jetzt freilich durch den Kurfürsten den Pommern eben abgenommenen Teile der Uckermark. Dadurch war die Lage noch verwickelter geworden; denn die Bestätigungen, die früher dem Markgrafen erteilt worden waren, standen in schroffem Gegensatz zu den dem Herzog Kasimir erteilten. So lag die Entscheidung also wieder beim Schwerte, und abermals hallte die arme, geprüfte Uckermark von Waffenlärm wieder. Die Ueberlieferung weiß zu berichten, daß die beiden Bürgermeister von Prenzlau, Zabel Grieben und Klaus Pelz, einem der kecksten Vasallen der Stettiner, Klaus von Köppern, eine Stelle als Torwart in Prenzlau verschafften. Durch diesen Verrat gelang es den Pommern, während eines Fastnachtsschmauses, am 15. Februar 1425, in die Stadt zu dringen. Die den Pommern zugetanen Bürger Prenzlaus rechneten aber vergebens auf den Dank der Sieger. Als Herzog Otto bei der Huldigung die Zahl der Bürger überschaute, konnte er, rasch in Worten und in der Tat, doch voll rücksichtslosen Rechtsgefühls, sich der Schmährede nicht enthalten: „Ihr wäret wert, daß Ihr

übel behandelt würdet, soviel Ihr Euer seid! Hättet Ihr Euch als biedere Männer gezeigt, oder wäret Ihr nicht verzagte Memmen gewesen, so konnten wir Eure Stadt nimmer ohne Euren Willen gewinnen." So verdienter, aber unzeitiger Vorwurf entzündete unauslöschlichen Groll in den Seelen der Geschmähten: Sie huldigten zwar, doch blickten sie finster drein. Die sprichwörtliche Redensart beim Anblicke eines finstern, närrischen Menschen: „Er sieht aus, als wenn er Prenzlau verraten hätte," soll damals ihren Ursprung erhalten haben.*)

Als Friedrich, der gerade in Nürnberg weilte, den Verlust von Prenzlau und die Verwüstung der Uckermark erfuhr, warb er in Franken ein Heer und zog mit seinen Söldnerscharen nach Nordosten, um seine Gebiete wiederzuerobern, und er berannte Vierraden. Aber die Pommern hatten wieder durch Hinweis auf die bedrohlich wachsende Macht des brandenburgischen Aars zahlreiche Bundesgenossen zu finden gewußt. So rückten denn zum Entsatz von Vierraden große Scharen von Pommern heran, denen sich Polen und abenteuerlustige Edelleute aus dem Gebiete des deutschen Ordens angeschlossen hatten. Beim Herannahen der überlegenen Scharen erschrocken, gab Friedrich hastig die Belagerung auf und ließ selbst Sturmwerkzeuge, Donnerbüchsen und Lagergeräte im Stich. Jubelnd bemächtigten sich die Pommern der Beute und folgten den Weichenden verwüstend in die Mark. Ja, eine solche Mutlosigkeit war über den Kurfürsten gekommen, daß er sein Kurfürstentum in dieser schweren Stunde verließ und nach Franken zurückkehrte, ohne noch jemals seinen Fuß in den Sand der Mark zu setzen. Allerdings gelang es seinem Sohne Johann, den er als Verweser der Mark zurückgelassen hatte, die Stettiner Herzöge und ihre Verbündeten wieder aus der Mark zu vertreiben, vor allen Dingen auch Prenzlau zurückzuerobern. Hier war der Unmut über die übermütige pommersche Besatzung stetig im Wachsen. Von solcher Erbitterung der Prenzlauer Bürger unterrichtet, rückte Markgraf Johann 1426 vor die Stadt. Ein treu ergebener Bürger, Rodinger, Oberst der Stadtknechte, führte die märkische Schar in einer Augustnacht durch Sumpf und Wiesen und trug auf seinen starken Schultern den Markgrafen selbst durch die Ucker. „Halte Dich wohl, Du trägst die ganze Mark Brandenburg auf dem Rücken," rief Johann dem Wackeren zu, wenn dieser unter der Last des Geharnischten zu erliegen drohte. Bald hallte das Kriegsgeschrei der Märker „Brandenburg! Brandenburg!" durch Prenzlaus Straßen.

Ratlos und angstvoll rettete sich die pommersche Besatzung auf ihre Feste am Blindower Tore, und der Tag sah den Markgrafen wieder als Herrn der mehrfach entfremdeten Stadt. Dennoch wehrten sich die Pommern mannhaft unter Klaus Köppern auf ihrer neugeschaffenen Festung, Entsatz hoffend durch ihre Landesfürsten, bis die Bürger Haufen von Stroh und grünem Holze vor dem Tore anzündeten und durch gewaltigen Rauch die Belagerten zwangen, auf freien Abzug mit Hab und Harnisch sich zu ergeben. Als sie kaum eine Strecke aus der Stadt waren, begegneten ihnen die Herzöge von Stettin mit dem Landesaufgebote; diese fanden einen Angriff auf Prenzlau jedoch nicht ratsam, sondern begnügten sich, mit der Brandfackel an den Dörfern der Uckermark bis Angermünde hin Rache zu nehmen.

Der pommerisch gesinnten Partei der Bürger gegenüber war Johann nachsichtig, nur Grieben und Pelz mußten ihren früheren Verrat mit dem Kopf büßen.

VI.

Da die Streitenden die Nutzlosigkeit weiteren Blutvergießens einsahen, kam endlich am 22. Mai 1427 der Friede von Eberswalde zustande. Markgraf Johann verlobte seine Tochter Barbara dem Sohne Herzog Kasimirs, Joachim. Die Vollziehung der Ehe ward, da die Braut noch sehr jung war, auf acht Jahre hinausgeschoben, auch der mögliche Todesfall eines oder beider Verlobten sorgfältig klausuliert. Alle eroberten Gebiete verblieben bei der Mark, nur das Städtchen Greifenhagen wurde Pommern zugesprochen. Alle Zwietracht zwischen den Häusern wurde für ausgeglichen erklärt, mit Ausnahme

> „ob das were, das wir obgenannte Marggraf Friderich Marggraf Johanns unser Erben oder Nachkommen Marggraven zu Brandenburg unser obgenannten Oheim Herzogen Otten Herzogen Kasemern ire Erben oder Nachkommen Herzogen zu Stettin an sprechen, und umb sulch Lehn als wir meynen sie von uns und der Marggrafeschaft zu Brandenburg zu Lehen haben nennen und entphaen solten an teidingen wurden das sulien und wollen wir thun an den Steten alse für einen Röm Keiser oder Kunig, do wir das den billigen thun sullen. . . ."

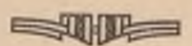
Also auch diesmal wurde der wichtigste Punkt, die Lehnsfrage, durch die Bestimmung, ihre Entscheidung dem römischen Kaiser zu überlassen, nicht gelöst, sondern nur vertagt, und es hing von dem guten Willen der beiden Parteien ab, wann diese Frage wieder aufgerollt werden würde. Vorläufig war dazu aber weder Neigung bei den Greifenherzögen noch bei den Zollernkurfürsten vorhanden; aber unter ihren Nachkommen ist die Gegend um Prenzlau, Pasewalk und Pyritz noch oft der Schauplatz erbitterter Kämpfe gewesen.

Das Verlöbnis zwischen dem Greifensproß Joachim und Barbara von Hohenzollern sollte aber nicht zur Ehe werden. Markgraf Johann hatte eine bessere Partie für seine Tochter gefunden. Aber Joachim ließ nicht locker. Er setzte es durch, daß

*) Vgl. F. W. Barthold, a. a. O.

ein Verlöbnis mit einer andern Tochter des Markgrafen, Elisabeth, zu Neustadt-Eberswalde stattfand. Es war ein Brautschatz ausgesetzt von 10 000 Gulden gegen Verpfändung von Angermünde, im Fall die Zahlung ausbliebe. Eine bare Mitgift von 1200 Gulden wurde sofort versprochen, alles unter Bürgschaft einer großen Zahl von Prälaten, vornehmer Vasallen und Bürgermeistern, außerdem bekräftigt durch einen Eid des Markgrafen Friedrich, des späteren Eisenzahns, ein Beispiel, wie bescheiden Fürstenehen ausgestattet wurden und wie sicher man in jenen unruhigen Zeiten gehen wollte. Voll Ungeduld blickte Joachim der Ehe entgegen, aber ehe es dazu kam, hatte Kurfürst Friedrich in seinem sonnigen Süden auf dem Schlosse Kadolzburg die Augen zur letzten Ruhe geschlossen.

Längst ruhen heute die Kämpfe zwischen Aar und Greif. Andere Kämpfe, größere und schwerere, galt es gemeinsam zu bestehen, seit der letzte Pommernherzog in der Familiengruft beigesetzt wurde, und sein Volk die seinem Geschlecht bis zum Aussterben bewahrte Treue auf die Hohenzollern übertrug. Pommern und Märker wetteiferten darin, dem erlauchten Geschlecht das Banner zu tragen und Bausteine herbeizutragen für den gewaltigen Bau des Deutschen Reiches. Friedrich der Große hat daher auch in seinem Testament seinen Nachfolgern „erkläret und angeraten, daß sie sich vorzüglich auf die pommersche Nation verlassen und dieselbe als die erste Stütze des preußischen Thrones ansehen könnten und müßten." Die Namen Kolberg und Großbeeren, Leipzig und Belle-Alliance, Sadowa und Gravelotte sind eine glänzende Bestätigung dafür, und auch heute wieder besiegelt mancher Sohn Pommerns seine Treue zu Kaiser und Reich, zu König und Vaterland auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Flanderns, in den moorigen Wäldern Kurlands und an den roten Klippen von Helgoland.



Volkshumor und Volksweisheit.

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

Von **Prof. Dr. A. Brunk.**

(Schluß.)

Altes Holz brennt am besten. 27)
Je öller, je döller;
wenn es anfängt, bei Nordost zu regnen,
und die alten Weiber anfangen zu tanzen,
dann hat es kein Aufhören.

Aehnlich ist's bei dem ältlichen Junggesellen oder dem schon stakrigen Witwer, der wider Erwarten noch auf Heiratsgedanken kommt und dabei gewöhnlich eine lächerliche Rolle spielt:

wenn da leiw Gott na Nara hebba will,
lett hei na ulla Kerl a jung Wiw fria. 28)

II.

Glücklich die, von der man sagen kann:
„Se is warm to sitten kamen."

Leider sind aber die Glücksgüter auch auf dem Lande sehr ungleich verteilt;

de een löppt mit'n Büdel,
de anner löppt mit't Geld.

Selten heiratet ein Reicher eine Arme. 29) Die Regel ist

„Gild kümmt to Gild"

und

„Eeen Beddler kümmt vör't annern Dör."

Die Wirtschaft, die der Sohn vom Vater übernahm,

---

27) Wenn alte Scheunen Feuer fangen, dann brennen sie schnell.

28) Wer sich dat Buen bat dem Winter lett
o dat Frien bat upt Iller (= Alter),
o dat Sch . . en bat in da Stadt,
dei ward tum Nare.
Wer dat Frigen upt Ueller schüwwt
un dat Kleimen (Ritzen und schadhafte Stellen in Haus und Stall mit Lehm verschmieren) bet tum Winte,
datt gerett nich gaud.

29) Höchstens, wenn er alt ist. Dann tröstet sich die junge Braut wohl:

„Hei bringt mi int Brot
un ick fäud em to Dod!"

und ihre Eltern hoffen, es möchte auch für sie etwas aus der guten Partie abfallen; die Mutter klopft sich auf die Lippen und spricht:

„Da schast du Mülka (= Mäulchen) dat no ees god hebba!"

war vielleicht schon an sich klein. Nun hat er noch ein verhältnismäßig großes Leibgedinge an die beiden Alten zu zahlen und die andern Geschwister abzufinden. Und die junge Frau — ach Gott,

de hett so väl Geld as de Pogg Hor.

Da ist es kein Wunder, wenn man von ihnen im Dorf sagt:

„Dat is tom Starben to väl un tom Leben to wenig;

se hebben nich natt noch drög (= nichts zu trinken und zu essen),

se hebben nicks up'n Liw un nicks in'n Liw."

Dazu kommt noch, daß ihnen gleich zu Anfang ein Stück Vieh eingeht;

der Bettelmann hat Pech, er verliert auch noch die Pfennige.

Bitter lacht der Arme:

„Wenn de Pracher nicks hebben sall,
verlust he dat Brot ut de Kiep!" 30)

Mit Neid blickt er auf den glücklicheren Nachbar, dem alles gerät:

Dat Glückskind läd up de Eikkatt an
un seeg'n Voren fallen.
De Brot hett, dem ward Brot baden;
Wo Duben sünd, dor fleigen Duben tau.

Bei ihm dagegen kommt ein Unglück selten allein;

wenn't kümmt, denn kümmt't mit Hupen.

Alle Mühe, die er sich gibt scheint vergebens:

wenn't nich bottern will, denn bottert't nich,
un wenn ma uck drin sch . . . 31)

Wenn dann Zinsen bezahlt werden sollen, so ist es ein schlechter Trost:

Wo nicks is, dor hett der Kaiser sin Recht verloren 32)

Denn

Schulden sind keine Hasen, die laufen nicht weg.

Da läßt er denn oft den Kopf hängen;

dor sleht Elend sine Trummel.

Dann legt ihm wohl seine Frau tröstend die Hand auf den Arm:

„Jeder sorgt vör sick, Godd vör uns alle —
Wat nich is, kann noch warden."

Und es wird. Hellere Tage kommen, und der Mann atmet wieder auf.

All nah grad giwwt Godd sine Gnad.

Aber

braden Duw flüggt keenen int Mul;

wer vorwärts kommen will, der darf vor keiner Arbeit zurückscheuen.

Arbeit schändet nicht,

wenn der Protzenbauer auch sagt:

„Arbeit is vör Armod god."
Arbeiten bringt Brot,
Fullenzen bringt Hungersnot;
Schwart Hand gifft fett Mul;
Arbeit is de best Lotterie,
Arbeit gewinnt alltid,
Arbeit gewinnt Füer ut'n Stein,
Arbeit hett bittre Wörtel un säute Frucht,
Arbeit un Spar'n makt rik Knecht.

Aber es geht langsam;

Geduld, Vernunft und Sauerkraut,
das sind drei edle Sachen. 33)

Wohl dem, dem dann ein tüchtiges Weib zur Seite steht:

de Leiw treckt mihr as teigen Pier!

Zwar kann die Frau nicht so schwer arbeiten wie der Mann;

Frugensarbeit is behend —
awe se hett nie en End.

Denn

ein gaur Husfru hett fif K to besorgen:
Kinner, Kamer, Käk, Keller, Kleere.

Das fünffache K, das ist ihr Reich, da ist sie ein und alles.

Wenn de Fru nich tahus is,
danze de Katte oppem Disch
un de Müs' im Brotspind.

Ist sie nachlässig und hält nicht zusammen, so ist des Mannes Tun umsonst:

Was der Mann mit dem Wagen ins Haus fährt,
kann die Frau mit der Schürze wieder heraustragen;
de Fru kann mehr to't Finster rutlangen,
as de Mann to d' Schündör rinföhrt.

So hängt des Hauses Wohlstand zumeist von ihr ab:

Flitig Fru is de best Sparbüß;
wo de Fru gaut wirtschaft't,
dor w a ß t an'n Balken de Speck.

Und neben all ihrer Arbeit hat sie noch Zeit, ihr Heim wohnlich zu gestalten und zu schmücken:

wo Frauenhände hinfassen, da wachsen Rosen.

Aber die Frau darf den Mann nicht regieren wollen.

Mannshand bawen! 34)
Kreigen sall dat Hauhn nich as de Hahn,
det Fru wes ehren Mann unnerdahn!

Denn

de Frugenslüd hebb'n lang Hor, äwer korten Sinn 35) —
de Frues hebba bloß eina Dag im Joahr recht,
o den weita sei nich —
Witwerrat un Baukweitsaat

---

30) Wenn de Pracher wat hat, denn hat het kein Fatt.

31) All Bottern helpt nich, un wenn ma uck mang schnüwwt.

32) Null mit null geht up.

33) Geduld, Vernunft un Hawergrütt,
de sünd to allen Dingen nütt.

34) Zu einem auf Rügen getanzten Castilianer singen die Herren:
„Die Mannshand, die muß oben sein,"
worauf die Damen antworten:
„Das wird wohl nur ein Irrtum sein."

35) Aehnlich:

gereit bloß all säwen Joahr —
aber wenn't gereit, denn schleht dat in
as bi jennem Bura dat Gewitter. 36)

Darum
Ratsherr kann die Frau immer werden,
aber nicht Bürgermeister.

Der Mann kann aber auch sicher sein,
wor ('n richt'gen) Hahn is,
dor k r e i g t kein Hauhn.

Aber der Mann muß auch nicht i m m e r das letzte Wort haben wollen.
Wer immer up sinen Kopp besteiht,
de kümmt am En'n ok up den Kopp tau stahn.

Wenn so Mann und Frau in der rechten Weise zusammenstehen, da ist es gleich, wer einnimmt oder ausgibt:
Dat föllt ut de Kist in de Bilad.

Schon vor Tau und Tag sind sie tätig;
früh mit dei Häuhner to Berr
un up mit'n Hahn in de Werr.

So ruft auch der Bauer dem Hofjungen, der sich träge auf seinem Lager dehnt und streckt, zu:
„Rute mit de Beine,
dat's 't Frühstück vedeine!" 37)

Am besten lohnt die eigene Arbeit:
selbe dahn is wol gedahn. 38)

Wo das nicht angeht, muß wenigstens des Herrn Auge wachen:
wer nicht will zusehn (= aufpassen),
muß nachsehen (= hat das Nachsehen);
des Herrn Auge macht die Kühe fett.
Wer däglich geiht up sinen Feld,
dei find't täglich ein Stück Geld.

Mühe und Unbequemlichkeit darf er sich dabei nicht verdrießen lassen:
wat nich surt, dat söt't uck nich;
wer helt Käuh, de helt uck Mäuh;
wer Eier hebben will,
dei möt sick dat Kakeln gefallen laten.

Kleine Mißerfolge muß man geduldig ertragen:
Afgang is allerwegen. 39)
Man möt ut Furcht vör Duben nich dat Seigen (= Säen) unnerlaten.

Aber mit Fleiß und Arbeit allein ist's nicht getan. Wer nicht bloß auf augenblicklichen Gewinn sieht, der muß nicht nur aus der Wirtschaft n e h m e n , sondern vor allem etwas h i n e i n s t e c k e n.
Von nicks kümmt nicks;
schickt man'n Schät hen,
kriggt man'n Schät wedder.

Soll der Acker gut tragen, so darf man mit dem Dünger nicht sparen:
wo de Meßwagen nich kümmt,
kümmt Gottes Segen ock nich hen; 40)
Sch. . un Flit makt'n Landmann rik. 41)

So ist's auch mit dem Vieh;
giff em wat unnern Bart,
so ward't wol krigen gaude Art;
wer gut futtert, der gut buttert;
dei Kauh melkt dörch'n Hals.

Und wer da über unzuverlässiges, träges Gesinde klagt, der ist meistenteils selbst schuld daran:
so as wi't maken, stahn uns' Saken;
so as sick een berrt (= bettet), so schlöppt he.
Wer gaud schmärt, dei gaud fährt;
Einen gauden Hund fählt dat nich an'n Herrn,
un wer Brot hett,
un wer Brot helt, den fählt't uck nich an einen gauden Hund. 42)

Es ist nicht so leicht, die Füße unter anderer Leute Tisch zu stecken. Gar mancher Herr und manche Frau denkt:
„Hungrige Mus'kanten spielen und hungrige Vögel singen am besten"
und gönnt dem Knechte nicht einmal das liebe Brot:
De Mäkes hebbe lang Reck awe korte Gedanken
Beweis?

„De irst Not möt kihrt warden," sär de oll Fru; donn schlog se da Backeltrog intwei un makt dat Süerwater dormit heet.

„De ist Not möt kihrt warden," seggt de oll Fru, nimmt de nige Jack un flickt dormit de olle.
hei kriggt äwer Dag fri Licht,
o äwer Nacht fria Disch tum Lohn.

Oder
dat geiht em as'n Esel, dei twei Herrn harr;
det ein meint ümmer, det anner harr'n all faurert (= gefüttert).

Gewiß,
dei nich arbeit't, sall uck nich äten;
aber
mit „schen Dank" futtert man de Hund dot
und
vom Danken starwen de Katten.

---

36) Wiwerrat un Baukweitsaat,
dat gerät ma sille;
wenn et aber mal gerät,
dann gerät't mit Wille.

37) Bauer:
„Hann, stauh op, d' Kliwa sinn gaue (= gar)!"
Junge:
„Jau, is ock mia grot Leipel all daue?"

38) Selber arbeiten macht reich, selber essen fett.

39) „Afgang is allewega," säd de Bur
o hedd eia Gessel o dat krepierd em.
Von der Hebamme heißt es:
„Afgang is allerwegen," seggt s' un lett ein Kind von de Drilling in'n Badwater verdrinken.

40) Wo de Kortwagen (der kurze Mistwagen) nich kümmt,
dor kann de Langwagen (der lange Erntewagen) ok man wegbliwen.

41) De Schap, de hebben gollen Fäut,
un wo sei dei hensetten, dor 's Sägen —
Fiske un Dike maket den Herrn nich rike;
Immen un Schope brüngt et em im Schlope.

42) Wer Brot hat, der find't auch'n Messer.

„So wie man frißt, so schafft man auch,"
das gilt nicht nur von dem Schlossergesellen im Liede, sondern auch vom Landarbeiter:

Schnellesser, Schnellarbeiter.

Ein verständiger Herr übertreibt auch Arbeiter und Vieh nicht; er weiß aus eigener Erfahrung:

ein Stund Rauh is bäter as twei Grosche Geld.

Nur sich selbst schadet der, dem man nachsagt:

„Hei günnt en dat Eten,
awer nich de Tid dortau."

Denn

Ruh und Rast ist die halbe Mast.

Ueberstürzung ist ebenso schlimm wie Zerfahrenheit:

Je gröter Hast, je minner Spood (=schneller Erfolg 43)

und

wer twei Hasen nahlöppt,
de fängt gor keinen.

Jedem muß seine besondere Arbeit zugewiesen werden, denn

de Has' is sicher, wenn nah em teigen Jäger toglik scheiten.

Darum

besinnt, eh ji beginnt!

Sonst erfahrt ihr nachher

„wat man nich in'n Kopp hett,
mutt man in de Föt hewwen."

Wenn alle sich das zu Herzen nähmen, würde man seltener von solchen Torheiten hören wie

He spannt de Peerde hinner'n Wagen,
he tömt de Peerd bim Start op,
he will den Hasen fängen un schleitht de Trummel. 44)

Nein,

Wenn een d' Trepp schürt,
mütt a van baben anfängen 45)

und

En mütt nich mehr schlachten,
as 'n insolten kann.

Ebenso verkehrt wie unüberlegt handeln ist aber auch, zu lange im voraus überlegen; ein unvorhergesehener Zwischenfall wirft oft den besten Plan über den Haufen:

Wer värher rekent, mutt tweimal räkna.

Darum

Nimm di nicks vör, denn schleiht di nicks fehl!

Aber es muß noch etwas hinzukommen, wenn der Lohn der Arbeit nicht verloren gehen und allmählich an Stelle der drückenden Sorge ruhige Behaglichkeit einkehren soll: Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit. Wer sofort, wenn seine Verhältnisse sich ein wenig gebessert haben, den großen Herrn spielen will, der wird es nicht weit bringen.

Wenn de Hinn to früh kakelt,
leggt se 't Ei in de Netteln.
He prahlet mit de leddige Fischblas'.

Und

Wenn de Stöhner nischt hett,
denn hett de Prahler gewiß nischt.

Jeder redet ihm nach:

Dicktun is mein Reichtum
und Habenichts mein Vermögen. 46)

Der Bescheidene achtet nichts gering:

Wat bette is as a Lus,
scha ma nähma mit nach Hus;

denn selbst

en Lus is uck a Klöwke (Klaue) Veeh,

und

bäter ne Lus in'n Kohl as gor keen Fleesch,
Beter wat as gor nicks.

Eins kommt zum andern:

Wer den Schilling nicht ihrt,
is'n Daler nich wirt.
Sammelholt brennt ock,

und

All Botte helpt,
un wenn't uck Zägabotte is. 47)

Heutzutage ist z. B. das Spinnen und Weben auch auf dem Lande schon sehr abgekommen — es bringt nicht viel ein, und man kauft ja Garn und Baumwollenzeug billig genug in der Stadt. Da entschuldigt sich manche vor sich selbst:

Spinnen ist ein klein Gewinnen,

---

43) Eilige Hast hat selten Sput.

Zu Sput gehört „sich sputen (= sich beeilen)." Der dumme Hans wurde einst mit einem Topf weggeschickt, er sollte schnell Milch holen. Als er nach sieben Wochen wiederkam, fiel er vor der Tür und zerschlug den Topf. Da sagte er vorwurfsvoll: „Dat heww ick ja imme seggt: Hastig Spaud is nimme gaud!"

44) Hei wett dat Wisken (= Weise, Melodie) wol, man nich dat Wörtken (= Text)

sagt man von dem, der alles nur halb weiß, der wohl weiß, wie es sein soll, aber nicht, wie er's machen soll.

Wat he mit de Hänna möckt,
stött he mit dem Hinnesta wedde üm.

45) Irst br?gen (= brühen), denn drögen

heißt es von der Wäsche.

46) Do is nischt hinne as 'n grotet Mul un ne wide Bix.

Und wenn seine Kinder dann das schlichte „Mutter — Vater" durch das vornehm klingende „Mama — Papa" ersetzen müssen, sagt man spöttisch:

„Mama, Papa! Kein Brot int Spind un doch Mama, Papa!"

47) Das Sprichwort ist entstanden infolge (wissentlich oder unwissentlich) falscher Deutung des „All Bot helpt",

in dem „Bot" Nutzen, Vorteil bedeutet. Vergl.

All Bot helpt wat, sär de Meesk (= Ameise) un pißt int Haff.
Dat ward wol ne Bül updriwen,
so väl as wenn de Meesk in'n Rhinstrom pißt,

sagt man von einem, der tut, als wenn er Bäume ausreißen will und doch nichts schafft.

man kann wohl eine Kuh aus dem Stall heraus,
aber keine wieder hineinspinnen;
wat nich läpelt, dat nich schäpelt!

Gewiß wird niemand bestreiten:
'n lütten Läpel lett wol nett',
'n groten Läpel schafft doch bät.

Aber wenn man keinen großen hat? Wer an den langen Winterabenden nichts Besseres zu tun weiß als Spinnen, der freut sich im Sommer doch all der langen Leinwandreken, die er ihnen verdankt, und oft genug wird auch heute noch das Wort wahr sein:
Dat Spinnen is a klein Gewinnen;
aber wer't nich deet,
mit dem blore (= bloßen) Arschloch geht.
Veel Lüttes makt een Grotes.

Darum muß man auch jede Geleganheit wahrnehmen:
Man möt den Hasen slahn, wo he sitt;
Wenn em Farka aboda (= Ferkel angeboten) wara,
möt ma'n Sack uphulla. 48)
Holl wiß, wat du hest,
un nimm, wat du kriega kast.

Auch die beste Aussicht ist immer unsicher und trügerisch:
Ein hebben is bäter as nägen kriegen;
'n Sparling in de Hand is bäter as 'ne Duw upt Dak.
Wat de Minsch hett, dat hett he.

Wem alles nicht fein genug ist, der kommt oft zu spät zu der Erkenntnis:
'n grawen Knust is bäter as ne leddig Fust;
Bäter schlicht führt as god gahn. 49)

Ein guter Wirt weiß auch:
Man möt keen unreigen Water utgeeten,
bed man reigen wedder hett.

Es ist ja sehr schön, stets das Beste, das Neueste zu haben; aber Tatsache ist:
De knarrn (= knarrenden) Wagen führen am längsten,
De geflickten Hosen hollen am längsten.
De sick ihrlich will ernähren,
möt väl flicken un wenig vertehren.

Denn auch
De Tährung möt sick na de Nährung richten:
verlang' kein Barben to äten,
dor du kum 'n Gründling betalen kannst!
Wohlschmack bringt Bettelsack;
wat de Bur bringt inne Arma,
schleppt he wedde we inne Darma.

Die Schwester der Anspruchslosigkeit ist die Sparsamkeit:
Häg wat, so hest du wat! 50)
Hägup hett wat, Frettup hett nicks.

Sparsamkeit darf aber nicht zur Knauserei ausarten:
Lang fasten is keen Brod sparen;
denn wer lange gehungert hat, ißt nachher desto mehr — wenn er nicht etwa schon vorher stirbt:
Wat man hägt vör sinen Mund,
frett anne Lüd Katt un Hund. 51)
Schraper ward nich selig. —

Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus, und freier schaut der Bauer in die Zukunft;
Hei hett sin Schop im Dröge
u sin Schmatzke 52) up de Ricke.

Er hat eine schuldenfreie Wirtschaft und noch ein Stück Geld zurückgelegt. Wo er geht und steht, merkt er den Vorteil der Wohlhabenheit.
Bar Geld lacht;
Vör Geld kriggt man Zucker.
Vör Geld un gode Wüer is allens to hebben.
Wer Geld hett, kann' Deuwel danzen sehn.
Im Rohr is god Pipen sniden;
wer't lang hett,
lett't lang hängen.

Nun hofft er, die Früchte seiner Arbeit in Ruhe genießen zu können, und frohlockt:
Vörbi is de Smart, lustig is min Hart.

Aber wie oft geht's auch hier so: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."
Wenn erst Brot, dann kommt der Tod;
wenn de Hingst Hawe hett, denn starwt he; 53)
wenn de Boom is grot,
denn is de Gärtne dot.

Noch trauriger ist es, wenn die nun Begüterten

---

48) Aehnlich schrieb Luther in einem Briefe an Spalatin vom 10. Juni 1525, in einer Zeit, als er sich schon mit dem Gedanken vertraut machte zu heiraten, in Hinblick auf die vielen heiratslustigen Nonnen in Wittenberg: „Wenn sich das Ferkel beut, soll man den Sack herhalten."
Dem geschenkten Gaul sieh nicht ins Maul!

49) Scherzhaft:
God frühstücken is beter, as wenn eenen söben Buern goden Dag beeden;
'n godes Frühstück is beter, as'n ganzen Dag nicks.
Vergleiche auch:
'n bäten un wat Gods is bäter as väl un wat nich dögt.

50) Spar wat, so hest du wat.
Spare in der Zeit, dann hast du's in der Not.
Prius Servatius, dein Bonifacius (erst sparen, dann geben) sagte Herzog Barnim I. von Pommern.

51) Wat man sich afspart an'n Munn,
dat fräten Katten un Hunn;
wer vör morgen spart,
de spart vör de Hunnen.

52) Auch „Schmauzk", nicht nur, wie Grimms Wörterbuch unter „Schmasche" angibt, ein „feinzubereitetes Lammfell", sondern auch das eben dem Lamm abgezogene, das man hier zum Trocknen auf eine Stange gehängt hat. Es wird abgelettet vom polnischen smusik und ist schon 1327 belegt.

die alte Einfachheit und Schlichtheit vergessen und sich dem Wohlleben ergeben.

Is keen Kunst, Koopmann to warden,
man to bliwen.

Vergessen ist, was sie einst in jungen Jahren, als bei ihnen noch Schmalhans Küchenmeister war, über den leichtsinnigen, großspurigen Nachbar geurteilt haben:

De will fleegen, ehr he Flüchten hett;
De Vagel, de morgens to tierig (= zeitig) singt,
denn frett abends de Katt.

Jetzt

Weeten se selbst vör Wahldag nich,
wat se anfangen sälen

und führen ein

Leben as Gott in Frankreich.
De Mann lett dat Geld im Schimmelpott nich verdarwen;

er fängt allerhand Kinkerlitzchen 54) an, die viel kosten und nichts einbringen:

Wer sin Geld nich kann liggen seihn,
de köfft sick Duben — denn süht hei't teihn. 55)

Er kleidet sich stets gewählt und denkt nicht daran:

Wer alle Tage will hübsch gekleidet gehn,
muß am Sonntage in Lumpen stehn;
wer Alldags geiht im Glatten,
geht Sünndags in Klatten.

Er läßt die Zigarre nicht ausgehn,

He makt den Mund tom Schorsteen,

und scherzt darüber:

Wer lang rokt, dei lewt lang.

Er will stets gut essen und trinken und begründet das mit dem Sprichwort:

De wat hett, de wat frett.

Dem alten goldenen Worte

Hägup hett wat,
Frettup hett nicks

gibt er eine andere, ihm jetzt genehmere Fessung:

Hägup hett wat,
Frettup kriggt wedde wat.
He makt sinen Buk tor Dranktunn.

Ueber die üblen Folgen seiner Unmäßigkeit tröstet er sich hinweg:

Ma mutt äta, wat em schmeckt,
u lida, wat drup folgt.

So wird, was

sur verdeend, söt vertehrt.

So lange er noch Geld in Händen hat, klügelt er:

Hav' ich einen Groschen in der Tasche, dem graut;
hab' ich mehrere, so reiben sie sich — also fort damit!"

Und Gelegenheit zum Geldvertun findet sich allerwegen;

Den Süper mahnt de Kraug,
wenn em sin Dost nich mahnt. 56)

Früher, als er sich noch mit dem selbstgebrauten Bier begnügte, hieß es bei ihm:

Dat Beir folgt dem Tappen;
steck tau, so dörst (= brauchst du) nich jappen!
't is blot a kort Enn, wo't god schmeckt.

Und jetzt?

Hei süppt as 'n Loch,
hei süppt as ne Täk, 57)
Hei süppt, bit em de Lüs' ut de Knöplöcher krupa,
hei köfft sich oft 'n lütt Schwin. 58)

Vergeblich ist alles Zureden verständiger Nachbarn, alles Bitten seiner Frau

Wenn ne Gaus sich erst inne Rogge wennt het,
is se schlimm tricktoholle.
He lett dat nich, un wenn ok Galgen un Rad dorup stünd,

und tut sich gar noch auf seinen Wahlspruch etwas zu gute:

Lustig gelebt und selig gestorben,
das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!
Dörch de Kehl geht veel. 59)

Noch mehr aber kostet, was mit dem Schlemmen zusammenhängt, das Kartenspiel und vor allem die sogenannten guten Freunde, die ihm dabei auf seine Kosten Gesellschaft leisten. 60)

Wo Poggen sünd,
(Sprüche Salomonis 1,10)
— bevor du Geld zu dir gesteckt hast.
dor sünd uck Arebors,

und

Wer sich tum Honnig makt,
den biten de Fleigen.

Sie alle leben lustig drauf los;

Ut nem andra sinem Fell is gaud Reima (= Riemen) schneiden.
in anner Lüds Finger is god schnida.

Es schmeichelt seiner Eigenliebe, daß er der beliebteste Mann im Dorfe ist. Alles drängt sich an ihn

---

53) We wett, wo d' Hingst is, wenn Gras waßt!
Wenn de Schimmel dod is, is 't Gras wussen.

54) Vom franz. quincaille, quincaillerie = kleines Eisen- und Messinggerät, dann nutz- und wertlose Spielerei, Tand.

55) Wer sin Geld will verseigen,
de köp sick Duben,
denn süht hei't fleigen.

Vergleiche:

Wer sin Hus will rein erhollen,
darf sick keine Duben hollen.

56) Auch wird es nie gebrechen an einem Grund zum Zechen.

57) „Täk" ist die Hunds- oder Schafzecke (Ixodes ricinus oder reduvius), die sich bis zu Erbsen- und Bohnengröße voll Blut saugen.

58) d. h. macht sich durch Trunkenheit zum Schwein.

59) Dörch d' Kähl kann väl, sär de Schipper;
dunn harra sinen Dreemaster versapen.

60) Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht

heran; die entferntesten Beziehungen werden herausgesucht, um eine Verwandtschaft mit ihm nachzuweisen, und wenn sich nicht einmal eine

Frindschaft von nägen Schäpel Utsaat

feststellen läßt, so heißt es vielleicht gar:

Wi sind noch inna Frindschaft:
Unsem Vader sin Aex
lag up junem Vader sinem Hauklotz

oder

Wi sind noch inna Frindschaft:
Mia Vader keffd von dinem Vader na Kauh. 61)

Früher wehrte er derartige plumpe Annäherungsversuche mit einem

Wat Varre, wat Fründ;
wer keen Geld hett, bliw mi von'n Wagen! 62)

ab: heute sieht er darin Huldigungen und bildet sich etwas darauf ein:

He besitt mihr Inbillung as de Hund Flöh, 63)

und

Inbillung is düller as Pestilenz.

Seiner „Stellung" glaubt er es schuldig zu sein, jedem, der ihn darum angeht, zu borgen. Und je mehr er gibt, desto mehr wird er in Anspruch genommen;

Se sugen em ut, as de Meesk (= Ameise) den Mahnkarn (= Mohnkopf).

Andere, die sich schämen zu borgen, drängen sich mit Tauschangeboten an ihn heran; er denkt nicht mehr daran:

Wer girn tuschen mag,
de mag ok girn bedreegen; 64)
wer nich glöwt, de ward nich bidragen.

Aber

De alls de Hunnen lett, kann up'n Hund kamen.

Sein Wohlstand ist schon längst zurückgegangen. Er, der früher morgens stets der erste aus dem Bette war, erklärt jetzt, wenn er bis in den hellen Tag hinein liegt:

Is nich gaud, wenn de Minsch tau tidig in'n Dau geiht;
denn hett hei den ganzen Dag natt Föt

und sucht sein Gewissen zu beruhigen:

Wer früh aufsteht, sein Brot verzehrt;
wer lange schläft, den Gott ernährt. 65)

Erhebt er sich dann endlich, so tröstet er sich:

Wer lang schlöppt un drell löppt, kümmt ock nah. 66)

Ja, wenn er nur drell liefe! Aber das geht

Kümmst nich hüt, kümmst du morgen,
äwermorgen ganz gewiß. 67)

Anstatt

Morgen, morgen, nur nicht heute,
sprechen alle faulen Leute

heißt es bei ihm:

Heute, heute will ich ruhn,
morgen meine Arbeit tun.

Und steigen ihm einmal Bedenken auf, so wehrt er sie ab:

Kümmt Tid, kümmt Rat;
kümmt Sommer, kümmt Saat;
kümmt Harwst, kümmt Vorrat.

So läßt er alles gehen, wie es will,

Hei lett fif grar sin

und lebt in den Tag hinein, bis er endlich selbst in Verlegenheit kommt:

Kommt Zeit, kommt Rat —
kommt der Frühling, fehlt die Saat. 68)

Bar Geld ist nicht mehr vorhanden: der Bau seines neuen, „standesgemäßen" Gutshauses hat mehr gekostet, als er dachte, und so wieder die alte Wahrheit bestätigt:

Narren bugen Hüser,
un klauk Lüd köpen set.

Nun stürzt er sich wieder in die Arbeit und sucht einzuholen, was er in der Zeit des Prassens versäumt hat:

Gegen Abend und am Sonnabend sind alle Faulen fleißig;
to d' Nacht krigen de Fulen ehr Macht.

Aber es will ihm nicht glücken;

Wenn die Karre erst einmal in den Dreck geschoben ist,
hält es schwer, sie wieder herauszuholen;
wat ehsta im Verbutta is, dat bliwwt uck dre;
wat verloren is, dat is weg (seggt Vadda Stirr).

Den alten Knecht, der ihm einst in all den schweren Jahren treu zur Seite gestanden hat, hat er im Aerger weggejagt; jetzt sieht er ein:

---

61) Us Großmutters hewwe sick an einen Backowe de Orsch warmt.
Min Großmutte un din Großmutte satt mal eens up einen Stauhl top.

62) Von dem Schwächling, der sich von jedem ins Schlepptau nehmen läßt, sagt man:
Gott hett de Zeeg den Schwanz nich so lang wassa lauta,
dat se sich de Fleega damit kehra ka.

63) He bild't sich noch mea in
as'n oll Sög mit een Titt.
He trett as de Poag im Maanschin.

64 We Lust tum Tuschen hett,
de hett ock Lust tum Bedreegen.

65) Wer schläft, der sündigt nicht.

66) Wer lang schleppt o drell leppt, kimmt uck so wit,
as wer frih upsteht o gornischt det.

Vergleiche
De Schult ut Ullen-Schlag
stund up dreiviertel Klock vär Dag;
un as de Sünn all bänhoch (= bodenhoch) stunn,
dunn hädd het einen Strump an.

67) Hei krüppt as de Fleig inne Bottermelk.
Dat geiht so eben, as wenn Gottlieb danzt.

68) Kümmt Tid, kümmt Rat —
un'n Hund sch . . t d' Todat (= Zutat).

Hett de Koh 'n Schwanz verlor'n,
denn markt s' east, woto he got was.

Auch die guten Freunde kennen ihn nicht mehr, und wo er anklopft, wird ihm nicht aufgetan.

Freunde in der Not
gehn zehn auf ein Lot.

Wieder ist's bei ihm, wie einst zu Anfang seiner Ehe:

Dor is dat leewe Brot nich,
he hett nicks to biten un to bräken. 69)

Und

Wenn't all is, het de Mund Fierabend.

Damals half ihm sein treues Weib die Sorgen tragen. Aber d i e Zeiten sind vorüber;

Se mütt de Supp utäten,
de he sick inbrockt hett.

Wer will's ihr da verdenken, daß sie über den Verfall ihres Wohlstandes verbittert ist und ihrem Unmut oft in harten Worten Luft macht?

He kriggt dat Evangilgen mit de Utlegung to hüren. 70)

Und er bleibt ihr nichts schuldig.

Twe harte Steen mahlen nich got tosam.
Se schellen sick as de Ketelflickers.
Wenn de eene hü will,
denn will de anner hott.

Sie, die einst so treu zusammenhielten, g l i k e n s i c k jetzt

As de Antvagel de Kauh,
stahn sick as Wind un Sandbarg,
lewen as Katt un Hund.
Find't sich erst die Not im Haus,
geht die Liebe zum Fenster hinaus.

Und wo Mann und Frau sich zanken, da bleiben gewöhnlich die „Ehdüwel" nicht aus, die noch Oel ins Feuer gießen. Die Mutter des Mannes überhäuft die Schwiegertochter mit Vorwürfen, die Mutter der Frau den Schwiegersohn. Und

Wo drei Frauen in einem Hause sind,
da sind zwei zu viel.

Der Mann tobt und flucht:

Wenn der Teufel nicht selber kommen kann,
so schickt er einem die Schwiegermutter ins Haus. 71)

Die Frau setzt den Trumpf dagegen:

Maasmauder (= Mannsmutter) is dem Düwel sin Unnerfauder! 72)

Bald kommt es zu Tätlichkeiten.

Wor Gild is, dor is de Diwel;
o wor kein is, dor is hei nägenmal.

Wenn de Trog lerrig is, denn gnappen sick de Schwin;
Wenn't Fleisch up is, biiten sich de Hunden um de Knaken;
Bi leddige Krübben (= Krippen) slahn sick de Peerde. 73)

Im Dorfe sagt man achselzuckend:

Pack schlögt sick, Pack vedrögt sick. 74)

Macht aber einer dem Bauern Vorhaltungen, so erwidert er mit häßlichem Lachen:

En unslagen Wif is as en unsoiten Kohl

oder

Dat sett frische Lew.

und setzt mit bösem Scherz hinzu:

As min Ollsch noch min Brut was,
harr ick se binah vör Leew upfräten,
un nu — deet mi't leed,
dat ick dat nich dahn heww. 75)

Tut er dann einmal im Beisein anderer freundlich zu seiner Frau, so flüstert sie wohl bitter einer Freundin zu:

Kik de Schlag! Nu makt he sich so fin as Muspiß,
un t' Hus is't de reene Düwel.

So leben sie in Feindschaft und Zwist kümmerlich dahin. Eine Besserung seiner Verhältnisse erwartet der Bauer nur noch von einem baldigen Tode seiner Frau und einer neuen reichen Heirat:

Wenn d' Beena god schwarma
un d' Fruggas god starwa,
dat giwwt rik Maas. 76)

Jahre vergehen. — — —

Es ist Herbst. Nach trüben stürmischen Tagen lacht wieder einmal die liebe Sonne. Vor dem kleinen Häuschen, das die Bauern am Ende des

---

69) Junger Schlemmer, alter Bettler.

70) Sie liest ihm die Leviten.

71) Wo zwei Frauen im Haus,
da ist schon eine zuviel,
und kommt die dritte dazu, Y
da hat der Teufel sein Spiel.

72) Von unbequemen Verwandten sagt man:
Vis=à=vis ist bäter as dichte bi.

73) Wenn de Kumm leddig is,
denn gnappen sich de Peer.

Aehnlich auch:

Twei Hunden, die an einen Knaken nagen,
känen sich nich tosam verdragen.

74) Lumpenpack schlägt sich, Lumpenpack verträgt sich.

Hackpack schlägt sich, Hackpack verträgt sich.

Eine scherzhafte Schilderung dieser Zustände enthält die Redensart:

Wo ma dröwe ka, da ma dröwe mag:
Votte schlög Modra, Mode schlög mi,
u ick schlög klea Farka (= Ferkel).

75) Diese volkstümliche Regensart hat Friedrich Wilhelm IV. gekannt, wenn anders er wirklich in der Konfliktszeit gesagt hat: „Bei meiner Thronbesteigung hätten mich die Berliner beinahe vor Liebe aufgefressen; nun tut's ihnen leid, daß sie es nicht getan haben."

76) Wenn da Frues oft starwa
o da Imma gaud schwarma,
dat ward a rik Mann.

Denn

Va eene Koh ka ma nich veil Botte bottra.

Dorfes für ihre Armen erbaut haben, sitzt auf der Bank in sich zusammengesunken ein gebrechlicher Greis; neben ihm sitzt, ärmlich aber sauber gekleidet, eine Greisin und strickt emsig mit zitternden Händen an einem Strumpf:

'n oll Mann un 'n oll Peerd
sind't Forer (= Futter) nich wert;
'n oll Fru un 'n oll Koh
jöggt keener bet to. 77)

77) Ein alter Mann und ein altes Pferd
sind nichts mehr wert;
eine alte Frau und eine alte Kuh
sind noch immer wozu.



Hol dich der pommersche Teufel".

Ueber diese etwas kernige Redensart wird der Zeitung für Hinterpommern von Stralsund aus folgendes geschrieben:

Einen festen Bestandteil in den schwedischen Flüchen bildet der „pommersche" Teufel. Wenn das Pferd des Fuhrmanns nicht schnell genug läuft, treibt er es wohl zunächst gut gelaunt mit einem „Hol dich der Teufel" an, gerät er aber in Zorn, so schnauzt er ganz unbedingt: „Hol dich der pommersche Teufel". Woher mag wohl diese Redensart gekommen sein, der sich jeder Reisende entsinnen wird, der jemals länger in Schweden war und mit dem schwedischen Volk wirklich zusammengekommen ist? Wie hierzu ein schwedischer Sprachforscher, der gegenwärtig in einer großen deutschen Bibliothek sprachlichen Forschungen obliegt, mitteilt, gehen diese Redensarten noch auf die Schwedenkriege während des dreißigjährigen Krieges zurück. Hier hatten sich überall, wo die Schweden mit den Preußen zusammenkamen, die Preußen so glänzend geschlagen, daß die Heerführer des Königs Gustav Adolf sie nie anders als die pommerschen Teufel zu nennen pflegten, da sie der Ansicht waren, daß die Kerntruppen der preußischen Regimenter aus Pommern bestanden. So bildeten die „pommerschen" Teufel das Entsetzen der schwedischen Bataillone und diese Redensart hatten die schwedischen Söldner mit in die Heimat genommen und sie hier als stehende Redensart eingeführt. Tatsächlich findet man schon in ganz alten Reisewerken die stereotype Redensart „Zum pommerschen Teufel" als schwedischen Kernfluch. Geht es ganz besonders scharf her, so kann man die pommerschen Teufel in gesteigerter Menge fortgesetzt bekommen, wie etwa „Tausend pommersche Teufel", „Zehntausend pommersche Teufel", ja selbst „Zehn Millionen pommersche Teufel" finden sich, namentlich bei den schwedischen Fuhrleuten häufig. Werden diese Furien auf die Gäule losgelassen, so ziehen die Pferde jede Last. Vom sprachlichen Standpunkte ist diese Erklärung, wie der pommersche Nachbar in die schwedische Volkssprache hineingewoben wurde, gewiß von Interesse. Die Flüche der einzelnen Völker bilden stets eine sprachliche Eigenart und einen gewissen Kern des Volksempfindens.



Die ungeschlagene Schlacht bei Arkona 1848.

Von **Mathilde Schwanz.**

Eine Erinnerung aus alter Zeit

Lieber Leser! Ehe du dich daran machst, das folgende Stückchen heiterer Kriegsgeschichte aus alter Zeit zu lesen, laß dich für einige Augenblicke hinführen in ein einfaches, niederes Häuschen am Breeger Bodden.

Dort konntest du noch vor Jahresfrist Tag für Tag eine alte Frau am Fenster sitzen sehn, eifrig gebeugt über eine feine Strickerei. Wohl hatten Alter, Sorg und Müh ihre Runenschrift in das alte, feine, von schneeweißem Häubchen gerahmte Gesicht geschrieben, aber das helle Auge strahlte heitren Abendsonnenschein und gerne setzte man sich zu ihr, um ein wenig bei ihr auszuruhen und sie zu bitten zu erzählen. Ja erzählen! W i e konnte sie das! Es war erstaunlich, wie diese einfache Frau aus dem Volk, die an Schulbildung nur das leichte Päckchen mitbekommen hatte, mit dem man ein Dorfschulmädelchen vor 70 Jahren nicht eben sehr beschwerend auszurüsten pflegte, das verstand! Man sagte sich: Hier hat sich ein Talent in der Stille gebildet und ist in der Stille geblieben, das unter günstigeren Verhältnissen sie vielleicht zur beliebten Schriftstellerin gemacht haben würde. — Und nun hat sich in ihrem Nachlaß (im August vorigen Jahres ist sie nach kurzer Krankheit heimgegangen) wirklich etwas gefunden, was sie niedergeschrieben, ein Stückchen Kriegsgeschichte aus alter Zeit, das sie als 17jähriges Mädchen miterlebte. Sie hat es wohl oft erzählt, aber erst wenige Jahre vor ihrem Tode niedergeschrieben, in dem ihr geläufigen pommersch-plattdeutschen Dialekt. Es wird nun hiermit dem Druck übergeben. Ich denke, es wird interessieren, gerade in unsere ernste Kriegszeit hinein dies Stückchen aus alten, gemütlichen Biedermannstagen zu hören. Wer es liest, muß aber des Plattdeutschen mächtig sein, oder doch es sich von jemand vorlesen lassen, der es versteht — sonst ist es nichts. Wer es aber so liest, der, denke ich, wird sich freuen seines deutschen Volkes, in dem alte Weiblein so zu erzählen verstehn. —

M. B r e i t h a u p t -Altenkirchen.

———

Dat de Dänen mit den Preußenkönig sik 1848 üm Schleswig-Holstein vertürnen deden un sik den Krieg erklärten, weet woll jeder. Doch de ungeschlagene Schlacht bi Arcona up Witlow, de möcht ik hiermit in Erinnerung bringen, an alle, de se mit erlewt hebben un ok noch unner uns Lebenden wielen. Dat März Monat in dit Johr, dat so väl Unruh, Gärung un Biwegung hervörbröcht, dat woll een jeder ängstlich de kamenden Dingen entgegen sach, bröcht uns hier up Wittow dörtig Mann Militär, de tweete Landwehr-Mannschaft un ok noch twintig Jäger. De irsten würden in Ollenkirchen unner Leutnant von Kahlen sinen Bifehl inquartiert, de Jäger kehmen nah Gudderitz un würden dor unnerbröcht. Na, disse Truppen sullen nu Schutz vör unse Ostküst wesen. Dor kehmen denn de Landherren mit de Dörpschulten äwereen, dor de Dän' jo ne bedüdende Seemacht hebben sull un he Anstalt makt, hier an de Küst to lan'n, denn wullen se mit alle Mann, de se upbringen künnen, de Soldaten to Hülp kamen. Dormit würden denn ling un lang der Küst geteerte Baken upstellt un so bald de feindlichen Schäp sik to Anker läden un Angriff ohre Landung maken wullen, denn süll dor de Bak anstickt warden un so wieder un so wieder, bet alle Baken de Küst lang brennten. Dormit süllen ok de Stormklocken lürrt warden un denn wull alls, to Wagen un to Pird to Hülp ihlen. Bi den Kapellenbusch dicht vör Ollenkirchen würd ok sonne Bak upstellt un dat wir de eenzigst Deenst, denn de Soldaten hedden, dat se dor alle Abend up Wach tehn müßten, dormit, wenn de Baken an de Oewerkant brennen würden, dat se disse denn ok anstickten. Na uns' Soldaten ut dat tweete Upgebott, de Hus un Hof, Fru un Kind in'n Stich laten müßten, wiren ok sihr verdreetlich un üm de Langewil dod to slahn un ehre Sorgen und ehren verlaten Husholt to vergäten, ammesierten sick bi Drunk un Kortenspill bi Gottlieb Schwanz un Herrmann Mönk, de beiden Wirtshüser in Ollenkirchen, so gods as't gahn wull. So lep een Dag nah 'n annern hen.

Wi hedden dit Johr eenen mäglich tidigen Frühjohr un so kehm de Himmelfohrtsdag heran. Een Weder so warm un schön as midden in'n Sommer. Dor hedden sick denn ok alle Landwehr un Jäger dat Amüsemang hengäben. Weck wiren bi Gottlieben up de Kegelbahn, ok de oll dick Untroffzirer Witt, de fünst Entspekter to Lanken wir, un wat de Danzlustigen wiren, hedden sick nah Julgusruh makt. Bi oll Bohlmannen spelt Jehann Muttbroder de Vigelin un peddt den Takt mit'n Foot dorto. Wer dacht hüt woll an den Dänen? Doch des Nahmdags üm Klock fiv herüm, kümmt een Extrabad von oll Schilling, den Lüchttormwächter von Arkona: Dor is een grotes dänisches Schipp vör

Anker gahn." Leutnant von Kahlen leeg bi Suppedent von Schubert in't Quartier, dorhen geht de Bad.

Leutnant von Kahlen was bi'n Rittmeister von Platen to Parchow to Middag inladen un denn wir dor hüt Abend Kranz, den de adlichen Godsbisitzer ümmer unner sich hedden, also nich anwesend. Wenn he to Hus kehm, wullen se em dat seggen. Na, un wider güng dat keenen wat an un so würd dat Abend. Zwischen Klock acht, negen kehm äwer een Bad to Pird un bröcht dat Orre: De Dän leet de Böt to Water, he wull lan'n. So nu biorrert Untroffzir Witt, de Rider süll gliek nah Parchow hento jagen un dat Orre an den Leutnant afgeben. Un oll dick Witt kreg dat Lopen un Söken nah den Tambur, glücklicher Wis' wir de to Hus. Na nu güng't los mit den Generalmarsch den Weg nah Julgusruh entlang. Je, wiren nich grad weck buten west, de de Trummel rassel hürten, dor binnen in'n Saal fiedelt Jehann Muttbroder un peddt den Takt dorto, de Soldaten trampelten un juchten, in dissen Murdsspektakel hedd keen Minsch de Trummel hürt. Doch as oll Bohlmann dat Wurd „Generalmarsch" in'n Saal herinne johst, würd dat een Stöten, een Drängen, een jeder reet nah sien Mütz un rennt all's wat se rönnen kunnen, Zivil un Militär, een dörch'n anner. Ut de Pust kemen se in Ollenkirchen an un stunnen denn grad mit vull Gepäck un marschbereit, as ok de Herr Leutnant ankem. All's wir up den Mark versammelt, dor hüll de Leutnant denn noch ne Ansprak an de Inwohner: wenn't Not ded un he de Baken anstiecken leet, denn süllen de Stormklocken tagen warden, dormit dat ganze Land den Notschrei hürt un em to Hülp kem. Dormit wir de Nacht heran kamen as se afmarschierten.

Stramm möt de Marsch west sin, denn de Klock wir noch nich twölf, as dat Geschrei kem: De Baken de brennen. Un dormit kem de Stormklock in Schwung un nu dat Geschrei: de Klocken de gahn, de Baken de brennen, de Dän de kümmt, so schreea dat, so johst dat in den Urt un buten herüm. Een würd von den Lankensburger Möller to Pird nah de Wiek schickt, dat ok dor de Stormklocken lürrt wurden. Un dormit rasselten all de irsten Wagens mit Mannschaften, biwaffend mit Fork un Seitzen (Sensen) dörch Ollenkirchen.

Ehr Verspreken gemäß wir nu ok de Bürgerwehr tosam treden, twölf Gewehre stünnen in dat Nahmdagspasterhus dorto bereit, äwer wat wir dat, dat rekent jo nich, also de keen Gewehr hedd, nehm wat em to Hand kem, Fork un Spaden. Pastor Hoffmann hedd natürlich een Gewehr för sich reserviert un geschultert kem he dormit ut sien Hus. Schmidt Jachtmann stünn ok vör sien Dör un kek sick de Sak an. „Mein lieber Nachbar, rep de Paster, ist hohe Zeit, kommen Sie mit, kommen Sie mit." „Ja, ja, Herr Paster, seggt Jachmann, es müssen ok weck bei die Frugenslüd bleiben." Jachtmann was eben een Hochdütsch von Geburt un güng nie ut sinen Bu. Alle Piek- un Steckgeschirre wiren in Anspruch nahmen un vergrepen, as Georg Mönk up Gottlieb Schwanzen sinen Hof nah so wat ähnliches herümsöcht. Georg wir Schoster, hadd dat Handwerk äwer sid längerer Tid in'n Graben smeten un fungiert nu as Danzmeister, dat bröcht em mihr in. He kem dorher beten later, wil he Stun'n geben hedd un dor he in de Il nicks anners finnen künn, nehm he dat Botterstaw von den Butendröger, smet dat äwer de Schuller un lep ilig hinnerdrin. So'n Danzmeister is leichtfüßig un flink to Been, dormit kreg he den letzten Trupp bald inhalt. Aewer dor krawwelt wat in'n Graben. „Süll dat all een von de Dänen sin?" denkt Georg un kickt orndlich to, na dunn is't äwer Paster Hoffmann. „Herrjeh, Herr Paster, wat is Enn passiert?" röppt he. „Ja, mein Lieber, seggt de Paster, ich werde umkehren, es müssen auch doch welche den Frauen zum Schutz bleiben." „Na, denn willen wi tuschen mit de Waffen, seggt Mönk to'n Paster, geben Se mi dat Gewehr un nehmen's Fru Schwanzen ehr Botterstaw mit trügg." Ob nu de Paster dat äwer de Schuller nehm orre as Handstock brukt hett, weet ick nich to seggen, genog he bröcht dat wedder mit. In Ollenkirchen lep all's verbaf't dörcheenanner, schaurig hürt sick dat Gekchrei un Getös an. De Klocken de gahn, de Baken de brennen, de Dän de kümmt, so güng dat de ganze Nacht, de Een schriegt dat den Annern to, de Een makt den Annern bang, de Een regt den Annern up, ümmer mit den: de Klocken de gahn, de Baken de brennen, de Dän de kümmt.

Dor, wat is dat, wedder een groten Trupp Minschen to Foot un ganze Wagen vull biladen mit Lüd un Forken, Seitzen, alle Ort Waffengattung, as sick denken leten. Na, dit wiren de Mannschaft ut de Wiek un ut de ümliggenden Göder. Dor alle Seehabens blockiert wiren un Wittow doch väl seebifohrne Lüd hedd un Seefohren doch tapfer un waghalsig sünd, so wiren nu de Seekaptains, Stürlüd, Matrosen und Jungmanns, all's in Untätigkeit to Hus un folgten nu bereitwillig den Kriegsrop. Flott marschierten se dörch Ollenkirchen, hedden sick bi'n Afmarsch natürlich ok mit'n Druppen to'n Stärken up'n Weg un in'n Krieg to tehn versehn. De Buttels, de unnerwegs all lerrig worden wiren, würden in Ollenkirchen rasch wedder füllt un wider güng dat nah Arkona hento. Na, de armen Frugenslüd, de nu wider keenen Schutz hedden as Meister Jachtmann un Paster Hoffmann, de hadden sick de Köhl all möglich mör schriegt un de Oogen rod rohrt un kemen nu up de vernünftigen Gedanken, ehr bor Geld un Wiertsaken in Säkerheit to bringen. Hus un Hof un dat leewe Veeh müßt man sien Gefohr stahn, äwer wat sünst noch irgend to versteken wir, wullen se bi de Sid bringen. Oll Jochen Mönk'sch hadd noch een grot Sidenstück Speck in'n Wim hängen, dat von'n Fürhird god to kriegen wir. Se nehm't

herut un steek dat deep in'n Durn, de rund üm ehr Hus stunn. Tante Adolphine lep nah ehr Schwester Krischan Borgwardt'sch herüm, üm mit de to biraden, wat's woll dohn künnen, von buten seeg se all, de seet bi de Lamp hinner de Schosterkugel un neigt. „Lowise, wur hest Du Geduld, in all dit Elend to neigen?" röppt se, as se in de Dör kümmt. „O Gott," seggt Borgwardtsch, „Krischan is doch mit weg un wi hebben hunnert Dahler in'n Hus, wat de Ledderiud hebben sall, nu bün ick bi un neig mi se een bi een unner in'n Unnerrock un denn teh ick em an, denn heww ick't doch bi mi." „Geld heww ick nich to versteken, äwer denn kam ick bi un stek mine sülwern Lepel in een ollen Büdel un denn smit ick dat in dinen Mann sine Lohkuhl, dor krieg ick se woll wedder herut," un so ded Tanten Adolphine ok. Bi Gottlieb Schwanzen hadden se de Schuwlad mit dat Sülwertüg in'n Backaben schaben, wur des morgens in backt wir un so wirkten de Frugenslüd de Nacht to En'n.

De Dag füng an to gragen, de leewe Sün'n steg höger, as Leutnant von Kahlen ilig antoriden kem, sin Pird bi Gottlieben in'n Stall jog un he ilig to Bähn flüggt un Quartier up de sogenannte Landratsstuw nehm, denn gliek hinner em her kem Trupp äwer Trupp von de in'n Krieg getagen Mannschaften un hadden den Leutnant unnerwegs all mäglich to Liw drängt, wil se meenten, dat he ohne Utsicht up Gefohr de Baken hedd ansticken laten, wullen em nu to Rekenschaft tehn för sin unnödiges Tosamropen. De Wut up den Dänen spökt in ehr Gemöt un de Inholt ut de Buttels in ehren Koppk Dat dänische Schipp hadd in'n Düstern sin Anker upnahmen, sine Bööt inhalt un wir affegelt. Wur sullen se nu ehre Wut an köhlen, also vörlöpig sull de Leutnant de Schuldige sin. Hauptsächlich wiren dat de Seelüd, de Wieker vöran, marschierten stracks nah'n Supperdentenhof herup, wil se wüßten, dat de Leutnant dor in Quartier laog. Bi Supperdenten von Schubert hedden se de Dischen tosam sett't, fein gedeckt un updragen, all's wat Käk un Keller hergeben künnen. De oll leew Fru Supperdenten hadd ehr Oog an'n Himmel richt't un ehre Husfrugenssorgen an ehre Schwägerin Fräulein Lotte äwerdragen, de dat nu ok an nicks fehlen let, wat up'n Disch kem. Wenn nu de Dänen mäglicher Wis' to'm Plünnern kemen un enn de gastliche Tafel so verlockend entgegen lacht, so würden se de ollen Herrschaften doch woll dat Leben laten. Nu wir äwer de Dän' nich kamen, stott dessen de upgebröchten Vaterlandsverteidiger. As de nu hürten, dor wir keen Leutnant ankamen un den riek gedeckten Disch seegen, so wir dat ganz natürlich, dat se sick dor ran sett'ten un sick orndlich beten vernüchtern deden, bi Spis un Drank: denn Kaffee un Warmbier würd ümmerto inschenkt. De lütt Hümpel Soldaten wiren ok wedder trrückt un de Gaststuw bi Gottlieben wir to'm Drängen vull, mit ehr Forken un Spießen hadden se all so väl unner de Deck in de Stuw stött, dat de Putz total dörchsteken wir un enn de Kalk up'n Kopp fehl. Nu güng dat in ne Gemütlichkeit äwer un „Rundgesang und Rebensaft lieben wir ja alle", sung Herrmann Woiwod un de oll lütt krumm Schlösser Schewel häll stramm de Melodie un nu güng dat fidele Leben an, eene Bohl na de anner würd tosambrugt un utdrunken, dormit würd nu alle Arger un Kriegssorgen wegspölt. Jochen Lahrwig müggt sick girn beten verpuppen un hadd sick Fru Schwanzen ehren kattunbrunen Aewerrock antreckt, Gottlieben sinen verrusten Säbel dorto ümschnallt un makt so de Honnür bi sine Mitbröder un danzt mit Fritz Schomakern engelsch. As se grad bi't Dörchschänen wiren, hürt man een Trumpetersignal, den Trumpeter-Marsch. All's stört' t ut dem Hus herut up de Straat, dor kümmt, de Trumpeter un de Leutnant vöran, dat Milletär von Jasmund anmarschiert, ok woll dörtig Mann stark. De Baken längs de Küst, de Stormklocken von Sagard un Bobbin hadden ok hir ehr Deel dahn. De Gewehre würden up'n Mark tosam sett't, stünnen in Pieramiden upstellt un de Mannschaft hedd ok Döst kregen, nu güng't in't Gasttimmer, wur se nu mit groten Hurrah un vulle Gläs bigrüßt wurden. De Leutnant wir een sihr lütte, zierliche Figur un würd in de beste Fröm'mstuw herinne nödigt. Jochen Lahrwig äwer stracks mit herin, de Leutnant hedd sinen Helm afnahmen un up'n Disch stellt, Jochen pakt em sick gliekš up un makt nu de schönsten Bücklings un Reverenzen vör den zierlichen Bifehlshaber, grep denn mit einmal to, nehm den Leutnant un sett't em up den Disch. Na, de würd ierst kridenwitt, denn puterrot un Jochen Lahrwig knirt un dienert vör em up un dal. Gottlieb, de den Leutnant jüst ne Erfrischung bringen wull, drängt Jochen ut de Dör un reddt den Leutnant ut sine bidrängte Lag! Lustig seeg't äwer ut, wur ihrwürdig Jochen sine Ihrenbetügung den Leutnant bewees. Gottlieb reddt den Herrn dordörch von all de Komplimente, dat he em ok nah baben bröcht, wur Leutnant von Kahlen sick flücht't hedd. Dor würd de Herren dat Frühstück un schönen Kaffee updragen un ehre Unnerhollung nich wider stürt.

Na, in de Gaststuw künnen se sick äwer von dit lustige Kriegsleben so bald nich los maken, dor güng dat noch Stun'n lang so wider, bet sick enige den Slap un de Ruh hengeben, anner sick so bi lütten ut den Staub un to Hus torkelten. Middags rückten ok de Soldaten von Jasmund wedder af un as endlich all's ferrig wir, hadden Gottlieb Schwanzen sine Frugenslüd nog to schanzen, dat se all den Putz von de Stubendeck un den Schmutz un tobraken Gläs herute bröchten.

As nu de Schreck un Angst äwerstahn wir un een jeder sine versteken Wertsaken wedder tosam halt, was äwer Jochen Mönksch ehr Stück Speck verswun'n un't hett sick ok nich wedder upfun'n.

Tanten Adolphine halt sick ehre sülwernen Lepel wedder ut de Lohkuhl, Krischan Borgwardt sine Dahlers wurden ok ut ehre Gefangenschaft hervör halt un för den Ledderjuden parat leggt.

So endigt hier up Wittow de dänische Krieg 1848.

De Landwehr müßt noch bet in Anfang August unner Wehr un Waffen tobringen. De Jägers ammesierten sick mit de jungen Mätens, de enn so tofällig in de Arm lepen. Leutnant von Kahlen let sick versetten un würd dörch eenen annern Befehlshaber aflöst.



He 's dod.

V. Schleiff-Ratzebuhr.

Tick! Tack! — Mit liesem Pendelslag
Treckt sacht de Tid dörch Nacht un Tag.
De Dünensand risselt un fisselt dal,
Begröwt up den Kirchhof de Doden noch mal.
De Seedak treckt in dichte Striepen,
Diesige Luft, so dick tau' Griepen!
Un up den Nebel de Mondschien blinkt,
Swemmt dörch den Dack, verstarfvt, verdickt.
Tau Riesen warden, de Böm un de Knicks,
Versleiten in Nebel, versevewen in't Nicks.

Tick! Tack! — Mit liesem Pendelslag
Treckt sacht de Tid dörch Nacht un Dag.
Wat schimmert dat Licht ut de lütte Kat
Dor hinne de Dünen herute so spat?
Wat büst du lütt Hösken du lewig un wak?
Wat kiken din Ogen dörch Newel un Dak?
Ne Leichenwand is buten ut Rick fast un Schick
Un binnen 'ne Mudde, 'ne Weig und — dat Glück

Tick! Tack! — Mit liesem Pendelslag
Treckt sacht de Tid dörch Nacht und Tag.
Slap seud un lind,
Min leiwes Kind!
Brust ok dorher
Wild äwe't Meer
De Storm un driwwt de Wog tau Strand;
Din Vadding steiht in Gottes Hand.

Slap in, min Kind!
Lies' sust de Wind
Un krust de Well
Un bringt tau Stell
Din Vadding t'rüg in't Heimatland
Slap in! He steiht in Gottes Hand.

Slap in geswind,
Min leiwes Kind!
Wat grotes Freu'n
Wardst denn du seihn,
Wenn Vadding din lütt Göps ümspannt.
Slap in! He steiht in Gottes Hand.

Kein Tick! Kein Tack! — de Tid, de steiht!
In't liere Nicks de Schall verweiht.
Ein Slag! Ein Knall! Up springt de Dör!
Ein witte Swaden dringt her vör!
De junge Fru: „Wat 's dat? Wer 's dor?
Ehr ströpen sich up den Kopp de Hor.
De Würd, de bliwen in'n Hals ehr steken
Se kann kein Starwenswürdken spreken.
Denn in de Dör, wen süht se stahn?
He is't! — He is't! — 'T is ehr Johann!
He is't! — He is't un is't ok nich!
Wur süht he ut so fürchterlich!
De Ogen grot — he süht se an.
„O sprek! O sprek en Wurd, Johann!"
De Liw in Tang und Algen steckt.
Ut Bort un Hor dat Wate leckt.
De Ogen grot — he süht se an.
„O sprek! O sprek en Wurd, Johann!"
He hewt de Hand, as sünst he't makt,
Wenn he se sachten äwerstrakt.
De Ogen groht — he süht se an.
„O sprek! O sprek en Wurt, Johann!"
He hewt de Hand! He sprekt kein Wurd —
He swemmt in Nacht un Newel furt.
Ehr fallen de Hän'n so swack in den Schot:
„He 's dod, o Gott! o Gott, He 's dod!"

Tick! Tack! — Mit liesem Pendelslag
Treckt sacht de Tid dörch Nacht un Dag.

Onkel Malte.

Roman von **Klara von Sydow.**

(Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Das Kleid wurde nicht in Puttgarten hergestellt, sondern in Altenkirchen bei der besseren Schneiderin.

Marieken lief zweimal fünf Viertelstunden lang durch Wind und Wetter zum Anprobieren. Und als sie es endlich fertig in Händen hielt, sagte sie laut aufschluchzend zu Miele: „Das Kleid will ich im Sarg anhaben!"

Ueberhaupt war mit dem Hochzeitsstaat im Hause eine große Unruhe über sie gekommen. Als wäre ihr gerades Losgehen aufs Ziel durch die plötzliche Erkenntnis zerstört, daß der Tag, an dem sie ihn anlegen sollte, der schrecklichste ihres Lebens sein würde.

Vater Beethmann war seit mehr als einem Jahrzehnt Kapellenwärter und hatte vor jedem Gottesdienst für gründliche Reinigung des kleinen Bethauses Sorge zu tragen.

So lange Marieken dem Haushalte ihres Vaters vorstand, hatte er sie regelmäßig alle drei Wochen ans Abfegen des Fußbodens erinnern müssen. Was das junge Ding nicht täglich zu beschicken hatte, kam ihr aus dem Sinn.

Am heiligen Abend aber stieg sie ungemahnt mit Schippe und Besen zur Kapelle empor.

Eine Buchsbaumgirlande mit roten Papierrosen für den Altar sollte erst am andern Morgen von Miele und einigen zur Hochzeit geladenen Puttgartener Schulfreundinnen bei Rotspracks gewunden werden. Beim nüchternen Säubern des Gotteshauses ließ man die Braut allein. Und das war ihr eben recht.

Sie klomm sogar, mit ihrem Handwerkszeug beladen, von der Hinterseite des Gartens aus in der Kehle der Schlucht empor, um möglichst ungesehen hinaufzugelangen.

Nur allein sein! Nur einmal sich nicht ängstigen müssen, daß sie von übermorgen sprachen!

Eisig wehte der Wind. Und riesige, weißgraue Schneewolken wälzten sich von der See herauf.

Marieken war, als stiegen sie schneller empor, als sonst so große Wolken steigen, als kämen sie förmlich hinter ihr drein.

Trotz ihrer warmen Jacke fror sie. Als sie den letzten kleinen Erdbuckel innerhalb der Schlucht überstieg, sah sie ihren fliegenden Atem wie Rauch vor sich hergehen.

Die Finger waren ihr so steif, daß sie nur mit Gewalt den Schlüssel im Kapellenschloß umdrehen konnte. Und glücklich unter Dach, horchte sie mit stillem Schaudern auf die sich am Ufer brechende Meeresstimme und das winselnde Heulen eines sich erst erhebenden Sturmes, der aber schon an den klapperigen Fenstern mit ihrer losen Bleieinfassung und an der alten wurmstichigen Eichentür rüttelte.

Alles war noch so gedämpft, aber doch schon unheimlich.

Was sie übermorgen für Wetter haben würde, war ihr an sich gleichgiltig. In ihren Kranz mochte es regnen oder schneien — ja, der Sturm mochte ihn ihr vom Kopfe reißen, wenn er wollte! Aber ihr Kleid — ihr schönes, schwarzes Seidenkleid, das hätte sie um alles in der Welt nicht beschmutzen mögen!

Sie wurde flinker mit Fegen und Wischen fertig denn je. Die Kälte in ihren Fingern und ihre fliegenden Gedanken hatten sie zur Eile getrieben.

Es dunkelte kaum, da lag wohl kein Stäubchen mehr auf der hübschen Fliesenmosaik, geschweige denn auf den im Herbst frisch gestrichenen Sitzbänken. Sie war zum Fortgehen bereit.

Aber noch einmal trat sie von der Schwelle aus ins Kapellchen zurück. Doch nicht eilig, beinah schweren, wankenden Schrittes. — Und rechts auf die dritte Männerbank — auf den ersten Platz ganz dicht an der Wand, gerade unterm Fenster, durch das am frühen Nachmittag das Sonnenlicht zu fallen pflegte — da kauerte sie sich nieder; denn da hatte Malte immer gesessen, wenn er Winters zu Hause war und der Superintendent in Vitte predigte.

Sie faltete die Hände über ihren Knieen und schüttelte lange stumm den Kopf. Das große Elend war ihr so unbegreiflich.

„Lieber Gott, sei doch barmherzig! — Sei doch barmherzig mit mir, mein Herr Gott!" betete sie endlich ganz laut. Und da in demselben Augenblick der Wind gewaltiger seine Stimme erhob, scheute sie sich nicht selbst vor ihren Worten. Vielmehr war ihr, als würden sie rettend emporgetragen auf unsichtbaren Flügeln.

Dann weinte sie lange still vor sich hin, und es fing an, ihr etwas leichter ums Herz zu werden.

Auf einmal wurde die Tür aufgerissen. Sie dachte, es wäre der Wind und kehrte sich erst gar

nicht um. Aber gleich darnach hörte sie schwerfällige Tritte auf dem Mittelgang.

Sie blieb noch einen Augenblick ruhig sitzen, und dann stand sie auf. Sie kannte den Tritt.

Schippe und Tuch hielt sie noch in der Hand. Aber den Besen hatte sie neben sich auf die Bank gelegt. Nun nahm sie ihn auch an sich und ging dem kleinen Fischer entgegen.

„Is was los?“ fragte sie.

„Ne. Aver wo bleibst du denn? Ich sah dich raufsteigen!“

Argwöhnisch blickte er in ihr verweintes Gesicht.

Die tiefe Winterdämmerung verhüllte jede Tränenspur. Aber er hatte deutlich an ihrer Stimme gehört, was ihr Gesicht nicht mehr verraten konnte.

„Warum hast du geweint?“

„Es is doch kein Kinderspiel!“

„Bin ich dir so zuwider?“

„Ne — zuwider —“ antwortete sie erschreckt, „zuwider doch nich!“

Er hörte, wie ihr die Worte voll Angst über die Lippen stolperten.

Sie waren nebeneinander her durch den Gang zwischen den zwei Bänkereihen geschritten. Nun stand er auf einmal still.

„Na, denn vergiß ihn doch man! — Ich will dich auch gut halten. Das hab ich dir schon hundertmal gesagt.“

„Ja, das hast du.“

Und plötzlich, war es der heilige Ort, an dem sie zum erstenmal allein mit einander standen — derselbe, an dem sie ihm übermorgen ihr Leben zuschwören wollte — oder die Nachwirkung ihres Gebets, eine große Kraft kam über sie.

„Gustav, und versprich mir, daß du auch gegen ihn immer gut sein willst! Gib ihm kein schimpflich Wort mehr! Nie mehr! — Denk, wie das Unglück ihn getroffen hat! — Versprich mir das!“

„Ja, ich versprech dir das!“

Etwas wie eine Zerknirschung faßte ihn an. Er fühlte auf einmal, daß er in all seiner Verschlagenheit und Begierde ihrer nicht wert war.

„Komm!“ sagte er unruhig, „das ist mörderlich kalt heut!“

Draußen, als sie die Kapellentür abschloß, nahm er ihr Schippe und Besen aus der Hand; und als sie es dann wieder nehmen wollte, knurrte er: „Na, laß doch man sein! Da is schlecht gegen an zu kommen! — Daß du dir man nich noch was holst in deinem dünnen Schacket! — Ach ne! Du hast das dicke an!“

Und ganz bescheiden fühlte er mit klotziger Hand ihren Aermel an. „Na, denn komm man und sei kein Bangenbüx!“

Hui, hui! pfiff der Wind um ihre Köpfe.

Sie hatte einen kleinen Schal über ihre Ohren gebunden. Trotzdem fegte ihr das Haar über die Stirn. Fliegend ging ihr Atem aus und ein.

„Ich hab Kurasch!“ sagte sie laut zu dem neben ihr Gehenden. Und leiser fügte sie etwas hinzu, das er nicht verstehen konnte.

„Was sagst du noch? — Du? — Dirn?!“

Wieder hielten sie ihre Schritte an.

„Wenn du so bist — so gut und ordentlich, wird auch schon allens gut gehn!“ wiederholte sie, ihm die Hand drückend, die er festhielt, bis sie ins Dorf kamen.

Zum ersten Mal hatte sie gegen ihn eine weiche Regung. Hauptsächlich war es Dankbarkeit. Aber es war doch ein wirkliches Gefühl.

Die Wolken, die heute nachmittag, so schwer in sich geschlossen, heraufstiegen, hatten sich verteilt. Lose jagten sie über den Himmel.

„Wer weiß, am End wird das übermorgen doch nich schneien?“

„Warum denn auch? — Grad übermorgen?! Wenn wir zur Kirch gehen!?“

Die erste Mondsichel stand am Südhimmel. Oft wurde sie plötzlich vom Gewölk überjagt. Aber immer wieder blinkte sie vor.

* * *

Der Ost hatte „es raufgeholt“, wie das Rügener Volk sagt.

Und zwar hatte ers mit Lärm getan, manche an den ersten Weihnachtstag geknüpfte Besuchshoffnung dabei zerstörend. Desto angenehmer war es, daß er so schnell dem Westwind gewichen war, und daß dieser, milderen Atems, alle Feuchtigkeit in weichen Flocken zur Erde schickte. Zudem fror es noch, so daß der Schnee liegen blieb.

Alles war still und feierlich, als die Vitter am zweiten Feiertag aus dem Schlaf erwachten.

Marieken schob noch halb träumend ihre ausgewaschenen Kattunfähnchen vom Kammerfenster. Ihr erster Blick fiel auf ihren gestern kahl geschnittenen Myrtenbaum, ihr zweiter auf den weiß zugedeckten Garten und die blendend weiße Schlucht.

„Wie 'n großes Leichentuch!“ dachte sie, sprach es aber nicht aus. — Sie sprach überhaupt nur das Allernötigste, nur Dinge, die sich auf den Schweinebraten bezogen, den es nach ihrer Trauung geben sollte, und auf Bier und Schnaps, die durch Rotsprack's Söhne vom Puttgartener Gastwirt heruntergeholt waren. Zum Nachtisch war eine große Apfeltorte beim Puttgartener Bäcker bestellt; und die Freundinnen hatten ihr Mitbringen übernommen.

Die junge Frau Rotsprack wollte das Kochen besorgen, hatte auch schon am heiligen Abend den Kaffeekuchen gebacken. Aber im Hause war doch noch viel für Marieken selbst zu schaffen, ob auch Miele einsichtsvoll half.

Wenn ihr nur nicht so wunderlich zu mute gewesen wäre! So ganz und gar, als ginge es zum Sterben. Nicht verzweifelt — aber so wunderlich ergeben.

Gegen acht Uhr begab sie sich ins Haus ihres Bräutigams, um Malte umbetten zu helfen.

„Wer wird dich anziehen?" fragte der Kranke, als er gebettet war.

„Ich weiß nich. Die Puttgartener Mädchen, denk ich: Lina Schwarz und Meta Ohl!"

Aber es war nicht eigentlich das, was er hatte fragen und nicht eigentlich das, was er hatte beantwortet haben wollen.

„Und vor der Trauung seht ihr bei mir ein und sagt mir adieu? Man nich?" bat er leise.

„Ja, gewiß sehn wir bei dir ein!" sagte sie.

Gustav schwieg. Das an Wintertagen für gewöhnlich ebenmäßige Rot seines Gesichts färbte sich etwas tiefer. Aber wenigstens sagte er nichts dagegen.

„Mach man, daß du rechtzeitig in Staat kommst!" ermahnte er seine Braut.

Und nun war sie im Staat.

Der schmale hübschgewickelte Kranz stand ihr gut zu Gesicht. Auch trug sie einen kurzen Schleier; denn das hatte Gustav gewollt, obschon es als Luxus galt und sie selbst fürchtete, er möchte zu sehr das Kleid verdecken.

Die Puttgartener Mädchen konnten sich gar nicht genug tun in Ausrufen des Entzückens. In einem Atem über sie, im anderen über ihr wunderherrliches Seidenkleid. Und die herzu gerannten Vitterinnen bestaunten vor allem letzteres.

Des Gesunden Stimmung wendet sich schnell von dem ab, was krank ist; und das öffentliche Mitleid pflegt bald von dem Leidenden auf dessen Angehörige überzuspringen. Nicht allein, daß wenige von Natur so tief eingehend sind, daß sie mit jenem fühlen könnten, die meisten wollen es erst gar nicht. Der vom Unglück Gezeichnete — dieses Denkmal des Schicksals aus Fleisch und Blut — dieses noch immer lebende „Memento mori" ist unbequem. Der „arme Angehörige" nicht. Und da keiner sich veranlaßt fühlt, ihn in seiner gegenwärtigen Lage zu beneiden, wird er desto ehrlicher bedauert.

So war auch das Mitleid des Dorfes längst von Malte auf Gustav, der nun doch einmal „die große Last" hatte, übergegangen.

Aber daß Malte seiner Marieken ein solches Kleid mitgebracht und es dann der Braut seines Bruders geschenkt hatte, hob ihn plötzlich auf eine derartige Lichthöhe, daß daselbst alles Mitleid in andächtige Rührung zerschcholz. Die Vitterinnen zerdrückten aufrichtige Tränen oder ließen sie auch reichlich fließen und hätten ihm von Herzen gegönnt, er wäre noch der schmucke Steuermann von früher, anstatt der elende Krüppel, und er, der das Herz stets auf dem rechten Fleck trug, hätte die hübsche Marieken Beethmann gefreit.

Erst eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes stoben die letzten Gevatterinnen von Beethmanns Schwelle, um sich auch in ihr „Sonntägliches" zu werfen.

Und das mußte geschwinder als sonst vor sich gegangen sein; denn als Gustav und Marie vor's Haus traten, um ihr Versprechen bei Malte einzulösen, öffneten sich alle Nachbartüren und Fenster, und feierlich geputzte Frauen und Mädchen sahen ihnen nach. Erst mit dem Läuten trat die weibliche Dorfbevölkerung den Kirchweg an, während die Männer trotz des Schnees schon jetzt wie ein lebendiges Staket am Rande des zur Kapelle führenden Arkona-Weges standen.

Es rührte sich kein Lüftchen. Der Himmel war über und über grau verhangen. Sicher gab es noch heut oder spätestens in nächster Nacht mehr Schnee.

Wie eine schwefelgelbe Scheibe, unfestlich-strahlenlos, blickte die Sonne aus einer Wolkenöffnung, die scheinbar nicht größer war, als ein dürftiges Schiebefensterchen.

Eine Braut bindet natürlich nichts Erwärmendes über ihr Hochzeitskleid, und wären es zehn Grad Kälte.

Marieken fror bis in die Seele hinein. Aber sie wußte es nicht. Die linke Hand hatte sie in Gustavs Arm gelegt. Mit der rechten hob sie ihr Kleid auf.

Als das Brautpaar an den Vitter Männern vorüberging, grüßte erst der eine unwillkürlich, dann der andere, schließlich der Rest, wie auf Kommando. Das galt natürlich Marieken und ihrem feierlichen Aufzuge. Einen Dorfkameraden, wie Gustav, grüßte man nicht erst, und sei es an seinem Hochzeitstage.

Auffällig war nur, daß auch Vater Beethmann ganz in Gedanken seinen Zylinder vom Kopf genommen und mit besonderer Wucht wieder aufgestülpt hatte.

Uebrigens zeichnete das Tragen des Zylinders ihn nicht etwa als Brautvater aus. Da ganz Vitte heut in der Kirche eine geschlossene Hochzeitsgesellschaft bilden würde, hatte jedes männliche Glied der Gemeinde, das im Besitz eines solchen vererbten Staatsstücks war, es auch aufgesetzt. Nur jüngere Burschen begnügten sich mit steifen runden Hüten.

Was den alten Beethmann auszeichnete, war etwas anderes: das Herz war ihm bewegt. Und wer ihn genau darauf hin ansah, konnte es bemerken.

„'ne schmucke Braut!" murmelte der alte Rotsprack.

„Ja, Beethmann, deine Dirn kann sich sehen lassen!" bestätigte ein anderer.

„Daß Gustav sie richtig noch kriegen würd, hätt ich mir ehdessen nicht träumen lassen!" meinte pfiffig Strohmeyer.

„Ja, Gustav hat Dusel gehabt!" versuchte Beethmann leichthin zu sagen. Von seiner Militärzeit her hatte er noch immer einige forsche Ausdrücke an sich; und besonders waren sie ihm gegen unzeitige Rührung eine willkommene Waffe.

„Was sie einmal für'n Schick hat! — man schad, daß man ihr hübsches Haar nicht sehn kann unter dem dämlichen Schleier!" meinte halblaut ein junger Bursche zu seinem Nebenmann.

„Du! — hä! Du aber auch! — Der Schleier kleid't ihr gerad fein! — Meine soll auch mal einen haben!“

„Aber 'n längeren!“ bemerkte ein dritter.

„Ja: wer lang hat, läßt lang hängen!“

„Und denn daneben Gustav Piper, das olle Dussel!“

„Den Deubel auch: Dussel! — der is schlau!“

„Kinders, man kriegt aber bannig kalte Füß hier im Schnee! — Wir sollten ruhig raufgehn!“ meinte plötzlich Strohmeyer, sich an den ganzen Trupp wendend.

„Denn so geh du!“ murrte Rotsprack, der Greis. „Wenn Ihr Jungen,“ Strohmeyer war Mitte Fünfzig, „kein Saft und kein Kraft mehr habt, und wenn Euch Fischblut durch Eure Beine kriechen tut, denn so geht! — Wir Alten bleiben hier, wo uns der Superndent gewohnt is und wo wir immer gestanden haben, wenn der Presterwagen vorbeikam! Nur der Kapellenwärter geht vorweg, wenn das Zeit zum Läuten sein wird.“

Malte sah anders aus, als gewöhnlich. Sein Gesicht war sonderbar geschwollen, dabei aber ganz blaß. Nur die Augenlider hatten rote Ränder.

Ob er schon heut Morgen so ausgesehen hatte? — Marieken besann sich nicht, es bemerkt zu haben.

Jetzt lächelte er auf einmal — lächelte wie verklärt. In seiner inneren Lebhaftigkeit vergaß er eine Sekunde ganz, wozu sie das Kleid angelegt hatte. Er sah nur, daß sie es trug — und wie es ihr stand.

Reizend schmiegte es sich an ihre Gestalt. Die Schneiderin hatte es schön gemacht. Es schleppte hinter ihr drein und rauschte leise.

Blaß, wie eine junge Fürstin, sah sie aus. Nie hatte er sie so entzückend gesehen.

Und wie ihre blauen Augen ihn ansahen! Und wie sie plötzlich aufleuchteten gegen das weiße Gesicht und die schwarze Seide!

Und wie ihre Lippen immerfort leise bebten und kein Wort sagen konnten!

Wie sie ihn lieb hatte! — und er sie! — ja, er sie!

Sie sah gar nicht, daß er ein Krüppel geworden war. Merkwürdig, daß sie so darüber hinwegsehen konnte!

Da fing oben auf der Höhe der Kapelle das Glöckchen zu läuten an. Bim! bam! — Bim — bim — bam! — Bim! — bim — bam!

Es hatte ein unsäglich blechernes Stimmchen; und der alte Beethmann schien heute noch dazu unsicher die Stränge zu ziehen.

Bim-bam! Bim-bim-bam! — bim!

Man wußte, der Pastorenwagen war jetzt hinter dem letzten Goorer Bauernhof sichtbar geworden und die Vitter sollten sich sammeln. In spätestens fünf Minuten fuhr er ins Dorf.

„Komm!“ mahnte Gustav.

„Adieu, Malte,“ sagte Marieken. „Vom Mittagessen soll Miele dir bringen, und den Kuchen bring ich dir abends selbst mit!“

Da verzerrten sich unversehens seine Züge. Nase, Stirn und Mund wurden ganz scharf in dem vorher gedunsenen Gesicht, wie mit einer Schere geschnitten.

Er sah sie an. — Verzweifelt, als müsse sie ihn aus Todesnot retten.

Sie zuckte zusammen. So, genau so hatte diesen Herbst der Hirsch sie angesehen, als er lautlos unter Knütteln zusammenbrach — unter Gustavs Knüttel! —

Was wollte sie nur? — War sie verrückt?! — Was wollte sie mit dem Hirsch jetzt?

Und doch war es ein Glück, daß er ihr einfiel. Sie mußte doch was denken. Sonst hätte sie laut aufgeschrien.

„Komm, Marieken!“ sagte Gustav wieder.

O, Jesus! Wie konnte er nur so ruhig sagen: „Komm!“ — und hatte doch als letzter den Hirsch zu Boden gekeilt! — —

Da nahm Malte sich gewaltsam zusammen. „Ich wünsch euch auch Gottes Segen! Geht nu man! Ihr kommt sonst zu spät!“ flüsterte er heiser.

Und Marieken besann sich, daß Gustav ihr versprochen hatte, immer gut gegen seinen Bruder zu sein.

Draußen warteten die Puttgartener Brautjungfern. Der Bräutigam setzte seinen Zylinder auf und die Braut legte wieder ihre Hand gebührend in seinen Arm.

Gustavs Zylinder war noch von seinem Vater her und ihm viel zu groß.

Aber Marieken sah es nicht. —

Auch der Superintendent sprach in seiner Traurede von der außerordentlichen Bürde, die dieses Paar nach Gottes Ratschluß schon mit in die Ehe nähme.

Es war nur natürlich so. Was wußte auch er von den Liebesschwüren, die an dunklen Winterabenden hinter Türen und Stallecken von den Lippen junger Burschen und Mädchen kamen und von Marie Beethmanns heimlich geweinten Tränen?

Zudem lag Vitte fast eine Meile Weges von Altenkirchen; und es sprach sich nicht leicht herum, was dort geschah. Die Vitter zählten im großen und ganzen nicht mit.

Für den Geistlichen freilich zählten sie sehr, und er hatte sich deshalb eine besonders durchdachte Rede für Gustav Piper und Marie Beethmann ausgearbeitet. Es wäre auch weit gefehlt, anzunehmen, seine Worte hätten auf Marieken keinen oder gar einen verletzenden Eindruck gemacht.

Im Gegenteil! Sie gereichten ihr zu aufrichtiger Erbauung und Stärkung.

Hätte der Herr Superintendent ihre Lage auch nur andeutend der Wirklichkeit gemäß behandelt, wäre sie vor Scham , ihr Innerstes so vor Augen

gerückt zu bekommen, aller Andacht verlustig gegangen.

„Gelobet sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf. Aber er hilft uns auch.“ So oft diese Textworte in der Wiederholung an ihr Ohr schlugen, mußte sie sich das Gesagte freilich in ihre Sprache und Bedürfnisse übersetzen.

Sie wurde zur Geduld ermahnt — zur freundlichen Vermittelung zwischen Bruder und Bruder, wenn je einmal dem gesunden Manne der Kranke, als ihm wider die Natur gehend, lästig fallen, oder der Kranke dem Gesunden mit üblen Launen zusetzen sollte. Immer aber von dem Standpunkte aus, als befände sie sich naturgemäß auf der Seite dessen, dem sie heute ihr „Ja“ sprechen würde.

Alles, was der Herr Superintendent sagte, mußte sie also gerade auf den Kopf stellen, damit es richtig für sie stand. Doch sie tat es in unschuldiger Unbewußtheit und tiefer Andacht. Und schon die unwillkürliche Gedankenarbeit half ihr über jeden Tränenausbruch hinweg.

Sie war dem Herrn Superintendenten so dankbar, o, so dankbar für all seine schönen und lieben Worte! Sie gaben ihr Kraft, fest zu stehen von Anfang bis zu Ende. Ja, Gott würde ihr helfen — nun und immerdar! — Voll inbrünstiger Zuversicht blickten ihre schönen Augen dem alten Herrn in das liebe, kluge Gesicht. Und als er das sah, kam es über ihn, immer beredter zu werden und ergriffen Worte an Worte zu reihen, die er sich gar nicht vorgesetzt hatte.

Da war ihr, als sei sie nicht mehr auf der Erde und als würde alles, was ihr noch begegnen müßte, nicht mehr von dieser Erde sein. Was sie je aus ihres Pastors Munde gehört hatte — erst als Kind bei den Strandpredigten, dann bei ihrer Einsegnung und später, als sie erwachsen war, wieder draußen in blühender Schlucht, wenn das Meer dazu donnerte oder flüsterte, und Winters hier in der Kapelle, wenn Malte dort zur Rechten mit den großen, froh-nachdenklichen Augen und dem braun gebrannten Gesicht zuhörend unterm Fenster saß — all das brauste jetzt in eins zusammen mit dem, was er heute sprach, und klang schließlich in den köstlichen Trostworten aus: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Ja, getreu! — O, gewiß: getreu! Sie wollte es sein! würde es sein! Ihr eigener Vorsatz hob sie am Ende in eine himmlische Sphäre. — —

Schon saßen sie, Männer, Weiber, junges Volk und allerlei Kinder, eng zusammengepfercht in der sogenannten „großen Stube“ in Beethmanns Hütte beim Hochzeitsmahl, als der Superintendent vor Pipers Anhöhe halten ließ.

Er hatte inzwischen in der Sakristei des Kapellchens seinen Talar abgelegt und stieg recht geschwind für seine Jahre, noch dazu im Pelz, vom Wagen.

Ihm war, als habe er für diesmal seine Hauptarbeit getan. Noch ein kurzer geistlicher Zuspruch an Malte, den er gerade heute nicht leer mochte ausgehen lassen, lag ihm am Herzen.

Etwas eilig trat er ans Bett des Kranken.

„Lieber Piper, ich mochte doch nicht bei Ihnen vorüberfahren! Ich weiß, daß Sie gerade heut, am Freudentage der Ihrigen, sich sehr vereinsamt vorkommen werden. — Aber, Sie wissen, Gott vor Augen und im Herzen, sind wir niemals allein!“

„Ja, Herr Superintendent! — Und ich dank auch für Ihren Besuch.“

Dem geistlichen Herrn, der jetzt Malte genauer ansah, fiel etwas auf im Gesicht des Kranken, er hätte es einen gespenstischen Ausdruck nennen mögen.

„Lieber Piper,“ sagte er, ihm teilnehmend zum zweitenmal die Hand auf die Schulter legend, „ich weiß, daß Sie es schwer haben, ja, ganz unsagbar schwer — bei Ihrer Jugend — und bei all den nun geknickten, gerade mit der Jugend zusammenhängenden Lebenshoffnungen.“

„Ja!“ stöhnte der Kranke bekräftigend. Dann aber raffte er sich innerlich zusammen und sah seinem Tröster mit einem flammenden Blick fest ins Angesicht: „Aber man trägt es, Herr Superndent, wenn man weiß, daß man es zu seiner Strafe trägt.“

Der alte Herr wurde stutzig.

„Nicht doch! Nicht so, lieber Piper!“ sagte er bewegt. „Wenn Sie es als Strafe fassen, könnte sie Ihnen eines Tages doch zu schwer erscheinen. Ich glaube nicht, daß es Gottes Wille ist, daß wir die Geschicke aus seiner Hand so unmittelbar als Strafe hinnehmen. — Gewiß sind wir allzumal Sünder, und deshalb kommen für uns alle die Tage, von denen wir sagen: „Sie gefallen uns nicht!“ Aber nicht immer ist das einzelne Schicksal die Antwort für die einzelne Straftat. Fassen Sie es anders auf, und Sie werden weiter damit kommen, denke ich! Viel, viel weiter, lieber Piper! — Zur Ehre Gottes, des Allmächtigen, liegen Sie hier hingestreckt. Alle Tugenden des Menschen, die Gott wohlgefällig sind, sollen an Ihnen geoffenbart werden: Geduld — Nachsicht — Friedfertigkeit und Selbstverleugnung. — Lauter Tugenden, die einem Kranken unter seinen besonderen Umständen dreimal so schwer werden, als einem Gesunden. Aber wie herrlich, wenn er sie übt, lieber Piper! — Bitten Sie Gott täglich, daß er Ihnen dazu verhilft!“

„Ich danke Ihnen, Herr Superndent! Ich dank Ihnen vielmals.“ Leise schlugen Maltes Zähne aufeinander; und das feine Ohr des alten Herrn überhörte es nicht.

„Ich hoffe, Sie werden es in Zukunft besser und freundlicher hier haben, als bisher! — Im Haushalt eines Junggesellen macht sich jede Krankenpflege schwerer, als in dem des verheirateten Mannes. Frauen sind ja geborene Krankenpflegerinnen. Und ich hoffe bestimmt, mich in Ihrer lie-

ben Schwägerin nicht zu irren. Sie wird alle Pflichten, die sie heut vor Gott übernommen hat, liebevoll erfüllen."

„Ach, Herr Superndent, sie is ja meine Braut gewesen!" kam es da stöhnend und doch sich überstürzend von Maltes Lippen.

Der Ausdruck eines wilden Schmerzes überflog sein ganzes Gesicht.

Grell, als zerrisse der Blitz plötzlich die Nacht, so daß eine weite Strecke unbekannten Landes schauerlich erhellt in unseren Blick eingeht, zuckte es vor den Augen des alten Mannes auf: Welche Tragödie! — Welche tiefschmerzliche Tragödie unter dem Strohdach dieser weltentlegenen Hütte!

„Mein armer Malte!" sagte der Superintendent, ganz vergessend, daß er grundsätzlich seine Konfirmanden in späteren Jahren nicht mehr beim Vornamen nannte. „Nun vollends, Malte! — Nun haben Sie zur Ehre Gottes noch ein tatenreiches Leben vor sich. Täglich haben Sie an sich und anderen zu arbeiten. Machen Sie Ihr Herz und Ihre Augen neidlos! — Das ist schwer. Es ist entsetzlich harte Arbeit in Ihrem Falle. Seien Sie die moralische Stütze Ihrer armen Schwägerin! — Wollen Sie?

Sie antworten mir nicht? — Ja, Malte, Sie wollen?"

„Ich will, Herr Superndent!"

Aug' in Auge sahen sich die Männer und reichten sich dabei im Geist die Hände.

In der Tat legte der Geistliche die seine nur noch abschiednehmend auf Maltes Scheitel, als wolle er auch ihn heut zu etwas einsegnen.

Als er wieder auf dem Wagen saß, breitete er die Decke, in die er sich sonst sorglich einzuwickeln pflegte, lose, wie in Gedanken, über die Knie, nahm dafür aber umständlich seine Brille ab und wischte ihre Gläser mit dem Taschentuch wieder blank.

Dann, als er eben schon am Hochzeitshause vorüber war, klopfte er dem Kutscher-Pfarrpächter auf die Schulter:

„Lieber Herr Kagelmacher! Einen Augenblick noch! — Ich habe etwas vergessen! — Möchten Sie noch einmal hier halten? Nur auf fünf Minuten ungefähr. Ich muß noch einmal zu Beethmanns hinein."

Und wieder kletterte er mit einer für seine altersteifen Beine jugendlichen Eile vom Wagen. Ebenso schritt er den Steindamm zum Hause hinauf. Aber die Eile war eine andere, als vorher vor Pipers Tür, da er so zuversichtlich einem geraden Ziel entgegenzugehen glaubte. Unruhige Hast mischte sich hinein, und der weißhaarige Kopf unter der dicken Pelzmütze beugte sich weit vornüber, als sinne er eifrig über etwas nach.

Bei Beethmanns war man sehr erstaunt, als auf das überraschende Klopfen, ganz gegen seine Gewohnheit, der Superintendent bei der Hochzeitstafel erschien.

„Lassen Sie sich nicht stören! Ich wollte nur nicht so vorbeifahren. Mochte dem jungen Paare noch einmal die Hand drücken!"

„Und auf ihr Wohlsein trinken?" schmunzelte Vater Beethmann, der durch das festliche Essen und wenn auch mäßige, so doch andauernde Durstloschen bereits in harmlos gute Laune versetzt war.

„Danke sehr! — Danke sehr, lieber Herr Beethmann! Gute Wünsche steigen auch auf, wenn das Glas sie nicht begleitet. Ich bin ein wenig eilig. Also noch einmal: Gottes Segen, lieber Herr Piper und liebe Frau Piper!"

Das junge Ehepaar war aufgestanden und hatte sich nebst Brautvater an den anderen Gästen vorbei bis zur Tür gedrängt, an der der Superintendent stand.

„Aber woll'n Sie denn nich wenigstens Platz nehmen, Herr Superndent?" bat der Hausvater. „Nehmen Sie uns doch die Ruh nich mit! — Jung Volk! Platz machen! — Miele! Jungens! August, du Dickschnäuzer! steht auf für den Herrn Superndenten! — Schockschwerenot, is das 'ne Art?"

„Ja, Herr Superndent!" bat nun auch Marieken mit leiser Stimme.

Alle Anwesenden waren glühendrot. Nur auf ihren Backen lag die Farbe wie zarter Hauch. Ihr einfaches Gesicht hatte etwas rührend Vergeistigtes.

Fest drückte ihr der alte Herr die Hand. „Ich danke heut, liebe Frau Piper. — Aber in Ihrer eigenen Häuslichkeit will ich bald einmal, wenn ich Zeit habe, Ihr Gast sein. — Gottes Segen für Ihren Hausstand! — Für Haus und Herz! — Und nun bleiben Sie hübsch in der warmen Stube! — Auf dem Flur ist es eisig, und Sie sind leicht gekleidet."

Fast mit Gewalt schob er sie zurück.

„Leben Sie alle wohl!" rief er noch ins Zimmer hinein. Dann ließ er sich nur von den beiden Männern hinausbegleiten.

„Schnurrig! Was der woll noch wollt? — Er hatt ja doch oben all so schön geredt!" bemerkte Strohmeyer. Und der alte Rotsprack mit dem Adlerprofil und den vom Wirbel in die Stirn gebürsteten drei Haaren entgegnete bissig: „Geht dich das was an? Dir hat er ja woll nich nachgefragt, Jakob Strohmeyer?"

Indessen hielt der Superintendent, als er schon auf der Außenschwelle stand, noch einmal an: „Gehen Sie zurück, lieber Herr Beethmann! Sie sind ohne Kopfbedeckung." Und im Gegensatz dazu trat er, ihn wie zum Bleiben auffordernd, bedeutungsvoll an Gustav heran: „Sie wissen, lieber Herr Piper, wir Männer sollen das stärkere Geschlecht sein. Nicht nur körperlich — nein, auch an Charakter. Seien Sie immer Halt und Stütze Ihrer lieben Frau! Und wenns nötig ist, haben Sie auch Nachsicht mit ihr! Wir müssen alle nachsichtig gegen einander sein, wie wir wünschen, daß Gott Nachsicht mit uns übt."

„Aengsten Sie sich nich, Herr Superndent! Ich werd Marieken Beethmann kein Haar nich krümmen!“

„Nein, das werden Sie sicher nicht!“

„Ne. Warum auch? Sie is 'n gutes Mädchen und 'n fleißiges Mädchen.“ —

Und 'n hübsches Mädchen!“ wollte er mit einer ihm sonst nicht eigenen, heut' aber durch die Tafelfreuden ruckweise eingeflößten Beredsamkeit hinzufügen.

Noch rechtzeitig unterdrückte er's.

„Meine Frau soll gut gehalten werden, Herr Superndent.“

Und er lächelte verschmitzt um die Lippen und aus den kleinen blitzenden Augen, und warf förmlich etwas hochmütig den Kopf auf dem zu kurzen Hals in den Nacken.

„Ja, ja, ich glaube Ihnen! — Adieu, Herr Piper! — Ich werde Sie recht bald einmal besuchen. Grüßen Sie Ihre liebe Frau nochmals von mir! — Nein! Bringen Sie mich nicht an den Wagen! Herr Kagelmacher ist mir behilflich. Kehren Sie hübsch zu Ihren Gästen zurück!“ —

Beethmann hatte trotz der Abwehr des Geistlichen auf dem Flur gewartet, bis dieser das Haus verließ.

„Da hast Du recht drin, mein Sohn,“ sagte er jetzt zu Gustav, während sie beide gemächlich in die backwarme Stube zurückkehrten, „'n gutes Mädchen is sie — und 'n fleißiges Mädchen. Sie wird mir schwer abgehen! — Miele is nich halb das. — Und denn erst die Jungens! Jungens sind Taugenichtse von Natur. — Ne! nich halb das is Miele, wenn sie vielleicht auch noch'n besseren Kopf zum Lernen hat!“

„Na, hartlernig is Marieken auch nich gewesen!“

„I Gott bewahre! Gott soll mich bewahren, mein Sohn! Aber das is 'ne andere Kulör — so 'ne Kulör ins Inwendige. — Hurra, Kinders! Mein Dochter, Marieken Beethmann, soll leben! Hoch!“ —

„Marieken Piper heißt sie seit heut Mittag Uhr eins!“ warf August, sich für den „Dickschnäuzer“ rächend, dazwischen.

„Marieken Piper soll leben!“ schrie es im Chor; und Gustav kehrte watschelnd auf den Platz neben seiner jungen Frau zurück.

Mit einer traumhaften Freundlichkeit sah diese sich rings um.

Und als gleich darauf der Braten die Runde machte, ergriff sie einen Teller, der leer unter dem ihren stand, und füllte ihn bis zum Rande mit Fleisch, Sauce und Kartoffeln.

„Miele!“ rief sie. Und die schon Bescheid wissende Schwester quetschte sich eilig bis hinter ihren Stuhl durch. „Da Miele! Das bring Malten rüber! Und deck das auch gut zu, daß das in der Luft nich abkühlt!“

„Na, 'ne nüdliche Porschion!“ meinte Gustav. „Aber ich will dir nich im Weg stehen, du mußt das wissen; denn du mußt dich einrichten. — Einrichten mußt du dich!“

„Ja, das will ich auch.“

„Bist du bös? — Sag, Dirn!“ —

„Nein, Gustav.“ — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Leise ging die Tür in den Angeln, und Marieken trat mit dem Nachtisch zu Malte in die Stube, die Frau Strohmeyer schon vor Stunden erhellt hatte.

„Ich bring dir Apfeltorte,“ sagte sie mit einer Stimme, die weit her zu kommen schien, fast als erklänge sie auf einem weltenfernen Stern, so daß der Aufhorchende wie durch ein Wunder plötzlich das Organ bekam, sie zu vernehmen.

„Vom Braten hast du nicht viel gegessen. Das Halbe steht draußen.“

„Ich dank dir, Marieken! aber ich hab nich gekonnt.“

„Ich auch nich. Ich hab auch nich viel essen können. — Aber der Kuchen schmeckt dir am End! — Er is kühl und schön saftig.“

Damit setzte sie sich in ihrem Seidenkleid an sein Bett, schnitt die Torte in kleine Stückchen und steckte ihm davon eins nach dem andern in den Mund.

Er aß wie im Fieber und wagte nicht, aufzusehen. — Trotzdem wußte er genau, wie sie aussah.

Als erriete sie alle seine Gedanken, erzählte sie, daß sie Kranz und Schleier drüben gelassen habe. — „Miele will sie sich aufheben. — Aber mein Kleid heb ich selbst auf. Ich hab mich so damit in acht genommen und die anderen haben es auch geachtet. Es hat nicht einen Fleck.“

„Wo is Gustav?“

„Auf der andern Seit. In unserer Stube. Vater hat ihm noch die angebrauchten Flaschen mitgegeben. Die füllt er zusammen und setzt sie in'n Schrank.“

„Marieken!“

„Ja!“

„Der Kuchen is zu End!“

„Ja! Willst du mehr?“ fragte sie ganz beglückt.

„Nein — ich dank dir, Marieken!“

„Ja, Malte! — — du! Und was ich noch sagen wollt: Nimm Gustaven nie was übel! — Wir wollen immer Frieden halten! — All drei miteinander.“

Sie predigte nicht, und sie bat kaum. Es war auch nicht, als äußere sie einen eigentlichen Vorsatz. Wieder redete sie leise mit einer klingenden und doch kein Wort betonenden Stimme, als spräche sie aus einer anderen Welt heraus. Aus einer Welt, in der es keine Leidenschaften mehr gibt, keinen Schmerz — aber auch keine eigentliche Freude mehr. — Sie sprach von einem Zwang, dem sie alle unterworfen seien.

„Mariken," wollte er fragen, „bist du tot oder lebst du noch?" Aber er hielt an sich.

„Geh!" sagte er tonlos. „Geh zu Gustav!"

Und sie ging. Ohne ein letztes Wort — nur mit einem einzigen, gehorsam-ergebenen Blick auf ihn, der sie gehen hieß. —

Als sie hinaus war, weinte er bitterlich — weinte die halbe Nacht. Und niemand war da, seine Tränen abzuwischen.

* * *

Für das Lebensschifflein, das eine Liebes- und Leidensgeschichte an Bord trägt, ist selbst in Vitte der Beginn der Ehe kein ganz sicherer Eingang zum Hafen.

Zunächst war Gustav zufrieden. Er hatte seinen Willen durchgesetzt, besaß, was er hatte besitzen wollen. Das Opfer seines Zehnpfennigers in den Kapellenstock an jenem glühenden Julimittag war nicht umsonst gebracht worden! — Freilich hatte er sich das Verheiratetsein wohl unwillkürlich lustiger gedacht. Nicht, daß er selbst bei seiner Schwerblütigkeit je lustig gewesen wäre, aber eben deshalb! — Marikens stille, gleichmäßige Freundlichkeit nach allen Seiten hin schüchterte ihn im Grunde seines derben, aber nicht empfindungslosen Wesens ein.

Indessen überwog immer wieder stark die Befriedigung.

Wo sollte denn auch in einem Hause, in dem Tag und Nacht — ja vielleicht Jahr aus Jahr ein — ein Krankenbett stand, zwischen drei erwachsenen Personen die Fröhlichkeit herkommen? — Ein Krankenbett war schlimmer als ein Sarg. Denn der im Sarge liegt, verlangt und bedarf wenigstens nichts mehr als seine letzte Bestattung.

Auch war es natürlich nicht gut, daß der Kranke früher ein schöner, lebenslustiger Mensch und der Auserlorene der Hausfrau gewesen war. —

Daß sie ihn nun plötzlich lieber haben würde, als jenen, hatte Gustav sich gar nicht eingebildet. Also konnte er über nichts klagen. — Sie ließ es Malte nie an etwas fehlen. Aber sie versäumte auch ihn nicht, noch ihren Haushalt. Wenn sie ans Bett des Schwagers trat, hatte sie allerdings immer ein besonderes liebevolles Wesen und nicht selten obenein ein Wort der Zerstreuung auf den Lippen. Doch hielt sie mit nichts hinterm Berge. Wer wollte, konnte hören und sehen.

Und gegen ihn war sie ja nicht anders. Daß alles, was sie ihm gab, im Grunde auch nur Malten gegeben wurde, machte er sich nie in ganzer Schwere und Feinheit klar. Spinnweben sah er nicht, nur in Unordnung geratene Taue. Und die Schwere lag diesmal in der Feinheit.

Im ganzen herrschte bis gegen Ostern ein friedliches und angenehmes Leben in Pipers Hütte. Wer von den Nachbarn zum Besuch kam, lobte, wie sauber die junge Frau alles halte, und wie nett sie Maltes überseeische Schätze im Zimmer aufgeputzt habe.

„Ja," sagte Gustav stolz, „fleißig is sie."

Und Malte lächelte sein stilles Lächeln der Ergebung.

Ihm war es ein schmerzliches Glück, daß sie nun täglich und stündlich bei ihm ein- und ausging, — daß sie trotz allem nun doch miteinander lebten.

Ruhig, wie eine pflegende Schwester dem Bruder, nahte sie ihm seit dem Tage der Hochzeit. Und diese Kraft der Entäußerung von jeder Leidenschaft ging allmählich auf ihn über. — Es war, als führen sie in ihrer Enge doch mitten auf hoher See und atmeten gereinigte Lüfte. Wurde er auch ein stiller Mann, war er doch kein verzweifelter mehr.

Das viele Lesen, das er während des Alleinseins schon am Tage betrieb, griff ziemlich bald seine Augen an. Lesen bei Licht wurde ihm zuweilen schmerzhaft fühlbar, obgleich Mariken oft auch am Alltag die schöne, ihr von Rotspracks geschenkte Hochzeitslampe mit dem großen Brenner für ihn anzündete. — Doch auch für solch Gebrechen hatte sie Rat. Merkte sie seine Unzulänglichkeit und hatte eben ein Strickzeug in der Hand, nahm sie ihm nicht selten das Buch vom Bett, legte es vor sich hin und las bei ihrer Arbeit vor.

Sie las fließend, anfangs aber ohne die richtige Betonung. Doch nachgerade gewöhnte sie sich, ernsthaft den Gedankengängen des Schreibers zu folgen — schon, weil sie wußte, daß Malte es tat, und brachte deshalb das Geschriebene immer vollkommener zum Ausdruck.

Um die Lippen des Gelähmten spielte bei solchen Gelegenheit ein fast väterlicher Stolz. Und Gustav hörte, wohl oder übel, auch von der Ofenecke aus zu. Bisweilen war sogar er wirklich gefesselt und hatte dann nichts dagegen, wenn Malte und Mariken zum Schluß noch ihre Meinung über das Gelesene äußerten.

Mehrmals kam auch der Superintendent im Anschluß an den Vitter Gottesdienst zum Besuch und hatte seine geheime Freude an dem Gang der Dinge im Piperschen Hause.

Gegen's Frühjahr kränkelte er wiederholt und sein Stellvertreter übernahm für ihn die Vitter Fahrten.

So wurde es ihm erspart, Schatten zu beobachten, die über dem Dasein seiner Schützlinge anscheinend nicht nur dahinzogen, sondern unheilvoll lagerten.

Mariken wurde schwerfällig. Und mit dieser Schwerfälligkeit kam eine peinvolle Verlegenheit über sie, die Malte oft an einem einzigen Blick, oder Nichtblick, an einer einzigen kleinen Ungeschicklichkeit bei irgend einer Hilfeleistung bemerkte.

Als sie einmal im Winter aus dem Gottesdienst zurückgekehrt war, hatte sie dem Schwager harmlos ein Sträußchen Immortellen mitgebracht und dabei freundlich gesagt: „Sieh bloß, die standen am Opferstock, grad auf der Höh! Daß die nicht längst er-

froren sind? Das macht, so'n großer Distelstrauch stand dicht daneben, der hatt' sie woll bedeckt. Magst du sie leiden?"

„Ja!"

„Dann sollst du sie haben."

„Ich dank dir auch schön. Setz sie worein und stell sie so hin, daß ich Stacker sie sehen kann."

„Aber du hast hier kein richtig Glas dazu. Wart! ich hab 'ne hübsche, kleine Vas' drüben bei mir. Die will ich holen."

Und als sie diese Vase dann in seinen Gesichtskreis auf die Kommode gesetzt hatte, versprach sie: „Wenn man erst die Schneeglöckchen bluhn, paß auf, dann bring ich dir ordentlich 'ne Hand voll! In unserm Garten — und das war immer noch der Beethmannsche — „stehn sie in dicken Haufen unterm Birnbaum."

Jetzt blühten sie. Und eines Tages trat die junge Frau damit an Maltes Bett.

Doch in dem Augenblick, da sie doch nur ihr Versprechen erfüllte, wurde sie glühend rot. Die träumerische Entrücktheit, in die ihr großes Lebensopfer sie Monate lang emporgehoben hatte, war von ihr gewichen. An die Stelle wunderbarer Kraft war Schwäche getreten — an die des Mutes — Furcht.

Die allzuoffenbare, die buchstäbliche Erdenschwere ihres Zustandes hatte sie geweckt.

Sie scheute sich vor Malte.

Und in der Scheu lag ein verhängnisvolles Erinnern. Zumal, was ihr geschah, auch auf ihn überging.

So mußten sie sich zusammennehmen — sich einer vom anderen wegwenden und — schweigen.

Mancher Seufzer stahl sich von ihren Lippen. Die Arbeit wurde ihr sauer. Sie fühlte sich krank und unselig. Oft ließ sie ihr Strickzeug, wie erlahmt, in den Schoß sinken, oder das Spinnrad stocken und sah mit großen, weit offenen Augen entsetzt oder traurig vor sich hin.

Und wenn sie dann fühlte, daß seine Blicke sie verfolgten, fuhr sie mit einem Schrecken zusammen.

Selbst seine Gebrechen sah sie jetzt nicht mehr so klar, wie noch vor kurzem in der allgemeinen Erhöhung ihres Wesens. Aus dem unseligen Erwachtsein irrte sie in neue Träumerei: Er war wieder ihr Malte von einst! — Nicht mehr der arme Krüppel!

„O, wenn ich doch tot wär!" dachte sie. Und er dachte dasselbe. Auch Gustav war zum erstenmal, seit er sie besaß, wirklich enttäuscht. Er hatte gedacht, die Aussicht auf das Kind würde sie endlich lustig machen. Ja, mit der allergrößten Bestimmtheit und Selbstverständlichkeit hatte er sich das eingebildet.

Und dann . . . .

Die Flügel seiner Phantasie, die ihn nie sehr weit trugen, hatten ihn immer gerade da abgesetzt, wo er als Vater des Kindes nun plötzlich auch der wahre Herr des Hauses sein würde.

Und mit dieser Thronbesteigung schien es jetzt ganz und gar nichts zu sein!"

Sie hing den Kopf, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, und blickte ihn nicht freundlicher an, als vorher; nur ab und zu einmal, wie um Verzeihung bittend. — Aber daran lag ihm wenig. Und so matt und müde sah sie aus!

Und so vergeßlich war sie! — Manchmal mußte er sie erinnern, daß es Zeit zum Melken oder Schweinefüttern sei.

Nur ihre Pflichten gegen Malte verabsäumte sie nie. Und das ärgerte ihn natürlich am meisten. Freilich las sie dem Kranken nichts mehr vor und redete nicht mehr so viel mit ihm über Dinge, die sie nichts angingen. Aber das war auch das einzig Gute an diesem verrückten Zustand.

Wenn er einem Menschen im Dorf gesagt hätte, daß er eifersüchtig auf den Krüppel wäre! Das war ja zum lachen! — Ja, zum lachen! —

Und er lachte auch. Das einzige, das man solcher Verrücktheit gegenüber tun konnte.

So gingen Frühling und Sommer hin, auch, was die Einnahmen durch Fremdenverkehr und Fischfang betraf, keine besonders fruchtbare Zeit.

Malte lag viel bei weit geöffnetem Fenster. Er hatte einmal bei Beginn der warmen Monate geseufzt: „Luft! Ach Gott! Wenn ich doch bloß noch einmal auf Deck Luft holen könnt!"

Seitdem sperrte Marieken schon vom frühen Morgen an alles, was sie irgend konnte, bei ihm auf; besonders den Fensterflügel, der unmittelbar nach der See hinausging. Und wenn es dann zog, baute sie wieder von Stühlen ein Gestell an seinem Kopfende und hing das von ihrer Mutter ererbte große Schaltuch darüber. Oder wimmelten zu viele Fliegen hinein, jagte sie, so oft sie Zeit dazu hatte, die ungebetenen Gäste mit einem langen grünen Zweig zur Stube hinaus.

Als sie bei solcher Gelegenheit auch einmal die Decke des Zimmers abfegte, fuhr Gustav sie an: „Willst du woll nich über dich langen! — Wie kannst du über dich langen?!"

Erschrocken ließ sie ihren Hollunderbusch aus der Hand fallen, und er dachte nicht daran, ihn ihr aufzuheben.

Tags darauf aber wedelte sie wieder, kurz ehe sie das Mittagbrot hineinbrachte, über die Decke hin. Gustav war noch nicht in der Stube. Doch Malte, der es sah, murmelte leise mit halb abgekehrtem Blick: „Tu's nich, Marieken! Lang nich über dich!"

Da eilte sie so schnell sie vermochte zur Tür hinaus; und er hörte, daß sie draußen in Weinen ausbrach.

Auch als das Kind glücklich auf der Welt war, wollten sich die Dinge, wie es schien, nicht ändern.

Ueber acht Tage war Marieken schwer krank, für Bitter Begriffe eine lange Zeit.

Gustav ging in stiller Wut umher, denn er ängstigte sich aufrichtig um sie. Am liebsten hätte

er alles, was ihm zwischen die Finger kam, zu Boden geworfen. Insbesondere seinen Bruder, wenn er und Frau Strohmeyer ihm zum Bett hinaus und wieder hineinhalfen. —

Miele hatte für diese Zeit das Kochen im Hause übernommen. So brachte sie auch an Stelle ihrer Schwester Malten das Essen; und äußerlich ging ihm wenig ab. Innerlich aber wühlte in ihm die Sorge um Mariekens Leben.

Er hatte Miele gern. Er wußte, daß sie sich immer gut mit der Aelteren gestanden hatte, und ihre junge Altklugheit und Sicherheit gefielen ihm. Auch sie mochte ihn leiden. Schon im Gegensatz zu Gustav, den sie nie genugsam von oben herab behandeln konnte. Deshalb sprachen sie jetzt gelegentlich manch ernsthaftes Wort miteinander; und das Mädchen sagte ihm jeden Morgen und Abend ausführlicher und vernünftiger Bescheid, wie es drüben ging, als die Cousine.

Endlich kam die junge Frau zum erstenmal wieder selbst an sein Bett und trug auch Gustavs und ihre Mahlzeit, wie vor der Geburt des Kindes, auf dem großen Tisch in seiner Stube auf.

„Gott sei Dank, daß dir das wieder besser geht!"

„Ja, Gott sei Dank!" sagte sie vor sich niedersehend, mit schwacher Stimme. „Ich hoff', Miele hat dich inzwischen gut versorgt! Sie ist wie zwanzig."

Dann kam Gustav hinein.

„Hier sollen wir essen? — Ich denk, wir gehören nu nach drüben?"

„Ja, wie du das willst. Ich setz es auch rüber. Aber bloß — der Jung schläft gerad! — Und denn . . . das is hier auch bequemer!" —

„Ach so! Woll wegen Malten?"

„Ja, wegen Malten!" antwortete sie erregt. Doch dies hauptsächlich aus Kummer über seinen häßlichen Ton.

„Na! wenn das wegen Malten ist, denn können wir ja auch hier bleiben!" erwiderte er noch höhnischer.

Maltes Teller, von dem er schon die erste Portion gegessen hatte, stand jetzt leer auf seinen Knieen, um noch einmal gefüllt zu werden. Wutschnaubend hätte er ihn ergreifen und seinem Bruder vor die Füße werfen mögen. Er wurde braunrot bis an die Haarwurzel. Aber — er konnte ja nichts ergreifen! — — Und er wollte auch schweigen. Schweigen, um des Friedens willen, schweigen, weil es gemein gewesen wäre, zu reden und lieblos gegen Marieken. Aus Rücksicht für sie quälte er sich später auch noch ein paar Bissen hinunter.

Oft, wenn er allein lag, grübelte er darüber nach, daß das Leben für alle Teile unerträglich sein würde, wenn es so bliebe. Und in schlaflosen Nächten schalt er sich einen Feigling und Selbstsüchtigen, daß er diese Heirat überhaupt zugelassen hatte.

Heller Mondschein ließ ihn Ende Oktober mehrmals hintereinander die ganze Nacht kein Auge zutun.

Mitten in der kleinen Stube lag stundenlang das bläuliche Licht mit dem es durchquerenden Schrankschatten und rückte nur allmählich ein wenig nach der einen Seite hinüber, bis gegen Morgen die Dämmerung des Tages es auffog.

Und er dachte daran, wie er es oft auf dem endlosen Wasser hatte schwimmen sehen, wenn er Schiffswacht gehabt hatte.

Das war schön gewesen! Das war ein Leben — das war das Leben gewesen!

Und auch daran dachte er, daß früher oder später einmal dasselbe Licht desselben Mondes auf seinem Grabe liegen, und daß Gustav dann erleichtert aufatmen würde.

Aber er wollte hindurch. Er wollte sein Fahrzeug nicht verlassen. Ihm war, als höben sich seine Glieder und als stände er fest auf dem ihm anvertrauten Posten.

Sonst hätte er am Ende den verzweifelten Versuch machen können, ob diese Elendshände nicht doch noch zu etwas nütze seien? — Vielleicht hätten sie trotz allem die Kraft besessen, ihn zu erdrosseln?! — —

Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Ja, das Leben! Er hatte es besessen.

Aber dann fiel ihm plötzlich eine ganz bestimmte Mondscheinnacht ein: Ausgelassen lärmend gingen sie an Land, und schuldig kehrte er an Bord zurück. Das war nicht mehr das Leben gewesen, sondern — ein Zerrbild vom Leben! — ben! —

O, über das Elend der Menschen!

O, Gott, Gott! War keiner, der sie erretten konnte? Alle die Schuldigen und Unschuldigen? Alle, die litten?

Keiner?

„Jesus!" Gedankenlos hatte er's gedacht. Nun aber trat er auf einmal gedankenvoll vor ihn hin, der große, göttliche Lehrer mit dem mitleidigen Erlöserlächeln im Angesicht.

Menschen, erbarmt euch untereinander, wie er sich eurer erbarmt hat! — Erbarmen — ja, das war's! — —

Warum hatte er selbst denn kein Erbarmen mit seinem Bruder, der doch auch in seiner nach jedem Besitz gierigen Natur litt, weil Marieken ihn nicht lieber hatte, als sie ihn nun einmal haben konnte?

Und Marieken?

Ob wohl Marieken Erbarmen mit Gustav hatte? Oder ob sie alles nur um seinetwillen tat? Auch nachdem sie Mutter war?

Kein Laut regte sich in der hellen Oktobernacht. Die See schien zu schlafen und der Inselwind dazu. Nur sein Herzblut hörte er in rauschenden Wellen in seine eigenen Ohren hineinschlagen. — Und ein=

mal. als es schon mehr gegen Morgen war, erklang drüben ein Kindesschrei.

Am anderen Tage sah er Mariken bei jeder Gelegenheit darauf an, ob nicht doch ein Hauch von Mutterglück auf ihrem Gesicht und Wesen liege.

Er durchforschte sie mit der Bangigkeit eines widerspruchsvollen Gefühls, aber auch mit dessen tief eingreifender Schärfe und fand nicht, was er suchte.

Mit großen, traurigen Augen ging sie hastig aus und ein; denn jetzt, wo sie hüben und drüben so viel zu tun hatte, war sie stets hastig. —

Jeden Augenblick nahm er sich vor, sich auf irgend eine Art bei ihr nach dem Kinde zu erkundigen. Doch, als wäre es eine Unnatur, verstummte ihm das Wort immer auf den Lippen.

Dagegen ermannte er sich, Gustav einmal wieder auf seinen Sohn anzureden, als dieser, Mittag essend, bei ihm in der Stube saß und Mariken eben auf ein jenseits ertönendes Weinen hinausgelaufen war: „Na — und nächsten Sonntag, Gustav, wird ja woll dein Jung getauft? Nimmt er sich denn gut zu?“

„Warum sollt denn der sich nich zunehmen? So'n gesundes Kind! Kannst du denn das nicht allein sehn?“

Malte schwieg beklommen.

„Was? — Na nu hört sich aber allens auf! — Am End hat sie dir den Jungen noch gar nich gezeigt!?“ —

„Sie hat jetzt mehr zu tun!“

„Was? Mehr zu tun! — Schnack! — Das is 'n dummen Schnack — is ja das! — Sie burrt doch wieder genug hier rum! — Aber mir soll das egal sein! Mir is überhaupt all lang'n allens egal.“

Er schlang sein Essen hinunter und verließ die Stube.

„Gott's Donnerwetter! Zeigt ihm nich mal den Jungen! — Is nich mal der Ehren, daß sie ihm den Jungen zeigt!“ brummte er auf dem Flur. Aber das wollte er ihr eintränken! Das sollte sie mal ordentlich zu hören bekommen! — Doch als er nur erst die Klinke der jenseitigen Stubentür in der Hand hielt, verrauchte ihm schon der Mut zu seinem großartigen Vorsatz. Es war nicht so ganz einfach, ihr seine Meinung ins Gesicht zu sagen. — Und am Ende hatte Malte recht: am Ende war sie wirklich noch schwach auf den Füßen! —

Erleichtert sah er, daß sie überhaupt nicht mehr bei dem Jungen war. Sie mußte ihn schon befriedigt haben und gleich darnach hinausgegangen sein. Jedenfalls lag er mit zusammengekniffenen Augen und rot verschrumpeltem Gesichtchen, wie ein ganz sonderbares kleines Gewächs, ruhig in seinen Kissen.

Mit rundem Rücken, der unter der weißen Hinterwand seiner losen Weste noch runder aussah, als wenn er seine dicke Ueberziehjacke trug, bückte Gustav sich über das Bett seines Kindes.

Er wollte sehen, ob der Junge schon schliefe und pikte ihn sacht mit dem ausgestreckten Zeigefinger an.

Das gestörte kleine Menschenwesen quiekte kaum vernehmlich.

„Du dich nich zunehmen?! — Und wenn deine Mutter nichts nach Dir nachfrägt — laß sie!“

Es trat eine Pause ein; und nebenan in der Kammer ließ sich ein Geräusch vernehmen. Aber Gustav war so von Zorn und zugleich von Vaterentzücken befangen, daß er nichts sah und hörte, als vor sich das Kind, und in Absätzen weitermurmelte: „Und denn so hast du'n Vater — kleines Luder, du! — Na, sei man gut, Luderchen, kleines! — Hast 'nen Vater! — Hast 'nen guten Vater! — Hä?“

Mariken stand jetzt in der Kammertür und sah, daß er sich mit dem haarigen Handrücken eine Träne aus den Augen wischte. Lautlos trat sie zurück. Gott sei Dank! Er kam nicht zu ihr herein! —

Als er fort war, setzte sie sich auf einen Schemel am Fenster, sann und sann. — Und nach einer Weile kam sie zu dem Kleinen in die Stube und sagte leise über ihm: „Ach Gott, und nu denkt er, ich hätt kein Gefühl für dich! — Ich kein Gefühl für einen Menschen haben?! Noch dazu für mein eigen Kind?“

Traurig und zärtlich strich sie mit der während des Liegens weich gewordenen Hand über das kahle Köpfchen.

Ach, wie schrecklich war alles! Da drüben lag einer auf seinem Bett — und keine Liebe der Welt machte ihn wieder zum gesunden Menschen! — Und der andere ging und stand gesund auf seinen Beinen — aber im Herzen verbitterte er sich, weil sie ihn nicht genug lieb hatte.

So hämisch und aufsässig wurde er jetzt! — Genau so tückisch, wie früher, als er zuerst dahinter gekommen war, daß Malte und sie Heimlichkeiten miteinander hatten.

In der Nacht, in der Mariken mit ihrem Leben rang, und die ersten paar Tage darnach war Gustav gut zu ihr gewesen. Sein Gesicht mit der ewig gerunzelten Stirn und den ängstlich aufgerissenen Augen, wie es sich über sie neigte, als sie in ihren unsäglichen Schmerzen stöhnte, taucht plötzlich mit einem Ausdruck in ihrer Erinnerung auf, wie sie ihn früher niemals darauf gesehen hat.

Er hatte Mitleid mit ihr gehabt! — Er konnte auch Mitleid mit einem Menschen haben — wirkliches Mitleid! Und nicht nur in Habgier mit dem Knüttel ein Geschöpf zu Boden schlagen! —

Sie saß an der Wiege des Jungen und bewegte sinnlos mit dem Fuß die schweren Holzgängel. Ihre Hände rieb sie langsam und ruhelos gegeneinander im Schoß.

Und nun war er so „wehleidig“ und redete sich selbst hier Trost ein bei dem kleinen Kind!

Wie sie das auf einmal jammerte! Frieden hätte sie stiften sollen von dem einen Bruder zum anderen; und nun stand sie zwischen beiden. Mürrisch wie ein Bettelmann schlich der, dem sie Treue geschworen hatte, hier in seinem eigenen Hause umher.

Wie er sie jammerte! — Redete hier mit dem kleinen Kind, weil er zu keinem anderen mehr reden mochte!

Wenn das der Herr Superintendent wüßte, von dem sie sagten, daß er nun auch schon so lange krank und elend sei!

Wäre sie doch gestorben, als sie ihr Kind zur Welt brachte!

Aber dann? . . . aber dann . . . Armes Kleines! Armes Kleines! Hin und her wiegt sie den Kopf — immer leise hin und her. Ach nein! — Das wäre ja gar nicht gegangen! — —

Ach und Malte! — Da lag er drüben und durstete nach Kaffee! Und die Fliegen saßen ihm gewiß wieder auf der Stirn!

Ein qualvolles Gefühl prickelte ihr über die eigene Haut.

Sie sprang auf und wollte so schnell als möglich hinüber und dann in die Küche, um erst kleines Zeug zu waschen und darnach den Kaffee zu kochen.

Da weinte das Kind mit seinem quarrenden Stimmchen elend auf. — Wie das klang! — Es war nicht satt, oder es rumorte schmerzhaft in seinem kleinen Leibe?

Die Nahrung taugte wohl nichts, weil ihr Herz nicht still war?! . . .

„Lieber Gott! Gib mir ein ruhiges Herz!" Da kam zum zweitenmal in ihrem Leben eine große Kraft über sie.

Nicht nur die Kraft eines traumseligen Opfermutes, sondern die eines großen Erbarmens, um das der sieche Steuermann umsonst gerungen hatte: denn ihm war es nur in den Willen eingegangen — ihr aber löste es das Herz.

„Weißt du," sagte Malte, als er seinen Kaffee getrunken hatte, „Gustav hat es übelgenommen, daß ich euren Jungen noch nich gesehn hab! Zeig ihn mir doch mal!"

„Ja — gern!"

„Gustav sagt, er nimmt sich gut zu?"

„Ach Gott! Das sieht er woll, weil er das sehn will! Noch is er Haut und Knochen. Aber er wird ja schon werden! — Jetzt schläft er. — Wenn er wieder wach is, sollst du'n zu sehn kriegen. Oder sonst morgen. — Mich dünkt, es is kalt hier. Ich denk, ich leg dir noch 'n bißchen Feuer in den Ofen. Denn kann ich dir vor Nacht noch was Luft machen."

„Ach du! — Quäl dich doch nich so viel um mich. Um mich brauchst du kein Feuer mehr zu machen. Es wär bloß, wenn du noch heut abends den Jungen herbrächt'st."

„Na eben. Das Kind darf sich doch nich erkälten. — Weißt du nich, wo Gustav is?"

Hier is er nich gewesen."

„Ich glaub, sie wollten heut Abend fischen."

Malte räusperte sich.

„Lieber nich! — Zum wenigsten nich in der Nacht fortbleiben! Es wird schlecht Wetter."

„Meinst du?"

„Ja, ich spür so was in den Gliedern."

„Na, laß man! Ich steck dir 'ne Lampe an. Dann kannst du lesen und kommst auf andere Gedanken. So! — Das Feuer brennt!" —

„Eil dich doch bloß nich! — Die Lampe tut noch nich not. — Ich hab tagsüber so viel gelesen. Das muß ich nu doch erst runterdenken."

Da lächelte sie über sein selbstgemachtes Wort, wie er sie lange nicht hatte lächeln sehen. Als wäre sie harmlos stolz auf ihn. Ueberhaupt erschien sie froher und freier, als seit vielen Wochen.

„Mach man zuerst Nachtkost, wenn Gustav noch rausfahren wollt!"

„Er wird doch nich! — Du meinst ja doch, das Wetter will schlecht werden."

Bei diesen Gesprächen war sie mehrmals aus- und eingegangen. Dann blieb sie eine Weile in der Küche und kam erst mit der angezündeten Lampe wieder.

Trotz seiner Gliederschmerzen war er ein wenig eingeschlafen. Er hatte zu viele Nächte hintereinander gewacht.

Sein Gesicht war gerötet. Es sah aus, wie das kraftvolle Gesicht eines Gesunden. Jetzt aber malte sich plötzlich eine angstvolle Qual darin. Und, als wäre ihr Antlitz der Spiegel des seinen, flog auch über ihre Stirn ein Schatten.

Auf seiner Schläfe saß zufällig eine Mücke. Sie wußte wohl, daß ihn noch anderes plagte, als das verflogene Tierchen. Aber mit behutsamer Gebärde schlich sie doch ans Bett und jagte auch diesen Qualgeist davon.

„Nu auch noch Mücken, nich bloß Fliegen! — Warum all das letzte Ungeziefer auch gerad hier hereinkommt!? — Aber das is vom Heizen und denn wieder vom Fensteraufmachen. — Doch was kann einer dagegen tun?"

Sie stand einen Augenblick still, während sie so dachte und sah ihn an. — Auch wollte sie sich versichern, daß nicht etwa die Mücke mit der Hartnäckigkeit des schädlichen Insekts zu ihm zurückkehrte.

Wenig ahnte sie, daß sie gerade in dieser Minute beobachtet wurde, daß einer, die Faust ballend, unterm Fenster stand und abwechselnd ingrimmig auf sie und den unruhigen Schläfer starrte.

„Den Hals könnt ich euch umdrehen! Allen beiden!" fauchte Gustav vor sich hin.

Dann sprach er lautlos weiter: „Ne, lieber nich! — Aber dich da im Bett, dich allein möcht ich würgen! Eine Frau und zwei Männer! — Ich würg dich, ich würg dich, du hundsföttische Ka-

nalje! — Und ob du zehnmal mein Bruder bist, wer will sagen, daß dich kein Schlag getroffen hat?“

Verzehrend funkelten seine Augen durch die Scheiben.

Da heulte in seinem Rücken die See auf. Der Sturm kam hoch. Die anderen Fischer hatten es vor einer halben Stunde schon gesagt.

„Mörder!“ heulte die See. „Mörder!“ heulte es in der Luft, obgleich sie erst mäßig bewegt war. Und „Mörder!“ heulte es in seinem Herzen.

Gut! Dann ging e r weg! Dann ging er noch heut Abend zur Kapelle empor und und hing sich dort auf. Oder die See konnte ihn holen. Besser, die nahm ihm das eklige Stück Arbeit ab!

Und wenn keiner von seiner „Kompagnie“ hinaus wollte — auch recht, dann fuhr er allein!

Als Marieken auf den Fußspitzen Maltes Stube verließ, kam es ihr von ungefähr bei, einen Augenblick zu ihrem Vater hinüber zu gehen. Dann konnte sie gleich einmal nachsehen, ob Gustav vielleicht dort saß und ob er wirklich heut abend noch zu „Boot“ wollte. Sie band ihren Kopf in ein kleines warmes Tuch ein und wickelte sich ein großes fest um die Schultern. Als sie auf die Schwelle trat, lugte sie den Himmel ab: Wolken — nichts als Wolken! Der Mond kam ja erst sowieso später.

Aber kein Stern, kein einziger!

Da trat Gustav auf sie zu. Ein Streifchen Lampenschimmer aus Maltes Stube fiel auf seine Gestalt.

„Jesus, Gustav! Was ist Dir?“

Er lachte höhnisch.

Sie bebte und prallte zurück.

„O Gott! Als wollt'st du zuschlagen!“

Da lachte er noch lauter.

„Schlag ich? — Hab ich dich schon geschlagen? Hab ich dir schon ein Haar gekrümmt? Du nichtswürdiges Weib, du!“

Da wuchs ihr Erbarmen mit ihm ins Riesengroße. Sie glaubte, er verlöre seinen Verstand. „Hab i ch das getan? I ch?“ schrie es in ihr.

„Sei doch man ruhig!“ sagte sie so gelassen wie möglich. „Warum wollen wir bös einer mit dem andern sein? Ich wollt dich eben suchen gehn. Ich dacht, du wärst „zu Haus“! Malte meint' schon auf'n Nachmittag, das Wetter würd schlecht. Bleib doch man bloß heut Nacht an Land! Das Wetter reißt euch ja allens vonein.“

„Ich denk', ich kann tun, was ich will? — Wenn ich fahren will, fahr ich! — Erst recht!“

„Denk an dein Kind!“

„Eben deswegen fahr ich nach Brot!“

„Wart zum wenigsten, ob der Mond aufgeht!“

„Dröhn nich!“

„Gustav, ich ängst mich tot!“

„Halt's . . .“

Er sprach nicht aus. Murmelnd und fluchend tappte er den Damm hinunter. Einen Augenblick stand sie wie gelähmt und sah ihm nach.

„Iß doch zum wenigsten erst was!“ rief sie noch hinter ihm drein.

Keine Antwort. Aber verrückt war er nicht! — Sie ging ins Haus zurück. So konnte es nicht bleiben! — So nicht! — —

Unten im Hohlweg stand Gustav noch einmal still.

Die ersten entfesselten Sturmstöße kamen durch die Luft.

Er horchte zurück. Ihm war, als hätte er Marie noch einmal rufen hören: „Denk an dein Kind!“ —

„Is Gustav wirklich ausgefahren?“ fragte Malte, als Marieken ihm das Abendbrot brachte.

„Ja. Ich hab nichts machen können. So hab ich ihn gebeten.“

Sie führte ihm Löffel um Löffel in den Mund, fütterte ihn wie ein kleines Kind; aber ihr Atem über ihm ging unruhig; und der Teller in ihrer Hand schwankte fortwährend. Als er ausgegessen hatte, sah er sie groß an:

„Marieken, so geht das nich weiter!“

„Ne — so kann das nich bleiben! — So nich!“

„Ich hört euch vor der Tür, als er den großen Lärm hatt'. Was hat er denn gewollt? — Du! Was hat er gesagt?“

„Nichts, wovon sein Verstand was gewußt hätt.“

„Und ich bin schuld. Du weißt das. Wenn ich nich wär'!“

Er stöhnte und sah brütend vor sich hin. Dann bäumte er sich hoch in den Kissen auf, sank aber, von neuem stöhnend, wieder darin zusammen.

Gustav hatte sie gefreit — und meinte nun doch dauernd, daß ihm sein volles Recht nicht würde. Das war mehr, als er von Gustav erwartet hatte. — Sein Blick bohrte sich förmlich in das eben Nächste — es waren seine armen verkrüppelten Hände. — „Ich will nich als Ungerechter hier liegen! — Und — kann ich ihn nich so lieben — wie ich sollt — kann ich kein Erbarmen mit ihm haben, Gerechtigkeit soll ihm werden!“

„Marieken!“

„Ja! — Du!?“

„Setz dich! — Das viele Stehen is noch nichts. Du“ — er überwand bis zum äußersten sich selbst — „du bist zu gut zu mir, Marieken!“

„Das kann ich nich anders,“ sagte sie traurig-gelassen.

„Ja, — dann weiß ich keine Hilf!“

„Ich auch nich. — Aber vielleicht . . . manchesmal gibt sich einer auch von selbst.“

Sie schwiegen. Der Sturm fuhr in mächtigen Böen herab und brach sich an Türen und Fenstern. An der Wand aber tickte friedlich dazu die Uhr.

„Was du woll sagen würd'st, wenn ich nich mehr gut zu dir wär?“ hub sie plötzlich wie träumend wieder an.

„Nichts, Marieken! — Gar nichts.“ —

Unwillkürlich lächelte er und ließ den Kopf etwas rückwärts sinken. Er wußte, daß sie nie aufhören konnte, gut zu ihm zu sein, und deshalb war er imstande, es sich vorzustellen.

„Dann würd ich höher klettern — und immer höher!" phantasierte er, „bis in'n Top. — Und da oben hört ich und säh' ich nichts mehr deutlich, als das wirrige, brausende Wasser tief unten."

Marieken staunte. Er sprach wieder einmal ganz wie der alte Malte. Anders, als sonst die Bitter reden. Aber noch schöner als früher. Viel schöner! — Und auch wieder nicht; denn in seinen Worten lag eine bittere Verachtung des Lebens. Oder verstand sie ihn nicht ganz? —

„Malte! Du liest oft in der Bibel und seit du hier so liegst, bist du fromm geworden. Aber dies war eben — gottlos, glaub ich. — Du sollst nicht so für d i ch sein wollen!"

„Ich meint das ja nich im Ernst."

„Aber auch nich in deinen Gedanken! — — Nein! — Nein! — Ich sag': Wir müssen doch alle drei Frieden miteinander halten können. — Es is bloß, er hat gedacht, ich hätt' kein Gefühl für sein Kind. — Das kennt er nich: Mit jedem Tier erbarmt einen das und denn sollt einer kein Erbarmen haben mit dem Kind, das so schwer zur Welt gekommen is!?"

Malte sann wieder brütend vor sich hin.

„Aber mit ihm . . ." begann er, und es zuckte kämpfend durch sein Gesicht. Dann sah er sie mit einem vollen Blick an und sah, daß sie sein war bis in alle Ewigkeit. Das machte ihn großmütig: „Er will, daß du auch mit ihm Erbarmen haben sollst."

Tief senkte sie ihren Blick in den seinen. „Ja, das hab ich auch. Seit heut nachmittag. Großes!"

„Großes!" wiederholte er.

Ja, sie war sein! Aber ohne Leidenschaft. Ohne die süße Leidenschaft von früher. — War die nun zum zweiten Mal gestorben? Gestorben in dem großen Erbarmen mit Gustav? — Auch recht — Denn so hatte es nicht bleiben können! —

Es war gut, daß sie einmal so deutlich miteinander geredet hatten. Hier waren sie nun beisammen, als lebten sie schon ein zweites Leben. —

Wie waren sie reif geworden! Viel vor der Zeit. Ihre Jugend lag hinter ihnen, wie etwas, das vor hundert Jahren gewesen war. Und doch hatten noch gestern die Wellen ihres großen Meeres emporgeleckt bis zu ihrem Herzen. — Gestern —

Die Uhr tickte, und die frühe Nacht sank.

Da krachten und schmetterten von neuem die Sturmböen herab.

Marieken sprang auf. Es war, als wolle ihnen das Dach über den Häuptern zusammenbrechen. Und drüben schrie das Kind.

„Herr Gott! sei uns gnädig!"

Wankend, mit einem Blick, der ihn wie aus der Irre traf, stürzte sie hinaus.

Nach einer Weile kam sie mit einer schnell kenntlichen Last wieder herein. Aus ihren dicken Tüchern schälte sie ein kleines, wimmerndes Bündel, schnürte es noch einmal in eine dünnere Wollhülle, so daß nur das Köpfchen frei blieb, und schob es Malte zwischen die steif auf den Knieen ruhenden Hände.

„Willst du ihn woll'n Augenblick halten? — Wenn was passiert, seid ihr doch zusammen. — Sei ruhig, Kind, bist bei Onkel Malten!"

Ganz benommen fragte Malte, was sie denn wolle?

„Mal an'n Strand! Mal nachsehn! — Was woll Vater auch mit aus is? Glaubst du? — Ich kann das nich glauben. — St! — St! — Gustav, bist bei Onkel Malten!"

„Marieken, bleib hier!"

„Ne — laß mich! Denk, wenn dem Kind sein Vater nich wieder kommt?!"

„Und wenn Du zu Grund gehst, hat's auch keine Mutter mehr!"

Wieder ein Stoß. — Und wieder einer. — Es heult und zischt und donnert. Der Tisch unter'm Fenster bebt; und der Schrank in der Ecke wackelt.

„Ich muß!"

„Du bleibst!"

„Aber, wenn die Böen vorbei sind!" unterhandelt sie atemlos. Sie steht jetzt am Fußende seines Bettes und stemmt sich mit gestrafften Armen dagegen.

In ihrer allgemeinen Angst, in der Angst um Haus und Stall, um das Dach über ihrem und des Kranken Haupte und um das Boot auf der wütenden See und in ihrer besonderen um des Kindes Vater kommt es ihr erst gar nicht zum Bewußtsein, daß sie dieses selbst zwischen Onkel Maltes lahme Hände gebettet hat.

Und jetzt! — Und jetzt! —

„Malte! — Das jüngste Gericht!"

„Setz dich, Marieken!"

„Still, Gustav! — Still! — Bist bei Onkeln!"

„Ich glaub, es wird wieder ruhig!"

Sie horcht mit einem geisterhaften Gesicht nach draußen.

„Ich nich!" —

„Hörst du? Es wird ruhig!"

„Auf Minuten — möglich!"

„Dann geh ich."

„Aber du kannst nich gegen an."

„Doch!"

„Denn mach dich warm!" — —

Das Kind wimmert. Und ihm schlägt wieder einmal das Herz wie von zahllosen Hämmern getrieben.

Er steht eine Todesangst um das schwache Weib aus. Aber er konnte ihr nicht länger widerstehen. Auch er ist schwach. —

Der kleine krebsige Wicht zwischen seinen steifen Fäusten sieht genau aus, wie sein Vater.

Kalt starrt er ihn an. Mag er schreien! Er kann ihm nicht helfen.

Wenn sie auch umkäme? Gleich, oder in der Folge? — Und er hier allein liegen bliebe? — Ganz mutterseelenallein mit dem wimmernden Kind!?

Und auf einmal ist es ihm doch schrecklich — ganz über alle Maßen schrecklich, daß er dem Kinde nicht helfen kann — nie würde helfen können.

„Scht! — Scht! — Schweig still, unselige, kleine Kreatur!"

Wenn er es doch nur ein bißchen anrühren und schütteln könnte!

„Scht! — Scht! — Ich tu dir ja nichts!"

Da: ein Krach, als ob die Tür draußen aufflöge!

„Scht! — Scht! — Wein nich! — Das Leben is noch lang!"

Krampfhaft bewegt er die Knie und wiegt mit zusammengezogenen Brauen unter Schmerzen den kleinen Körper hin und her.

„Schweig! — Nich jeder muß elend werden! — Scht! — Scht! — Schweig doch nur!"

Und das Wippen und Wiegen hilft! Und das Stöhnen und die abgebrochenen Worte dazu müssen wie ein stürmisches Wiegenlied sein. Aber nun: Wieder ein Donner — und wieder. — Eine zweite Sturmflut?

Malte ist, als müsse er die lahmen Hände um das Kind klammern, es fest zu halten. Dröhnend fällt die Außentür ins Schloß, und die Stubentür geht auf, Marieken steht auf der Schwelle, und Gustav halb hinter, halb schon neben ihr.

Wenige Schritt vom Hause, auf dem Wege von und zu Vater Beethmann, hatten sie sich getroffen, in dem Unwetter um ein Haar aneinander prallend und sich gegenseitig zu Boden reißend. Aber er hatte einen Fluch ausgestoßen; und daran hatte sie ihn erkannt. Erst auf dem Flur konnten sie zusammenhängend miteinander reden.

Die anderen hätten nicht gewollt, berichtete er. Und das war wahr. Weniger wahr war es, daß er allein am Strande das Boot nicht hätte flott bekommen können.

Er hatte erst gar keine Anstrengung dazu gemacht; denn als er sich eben, ergrimmt über die Weigerung seiner Kompagnie, mit doppelter Kraft und Hartnäckigkeit ins Zeug werfen wollte, schrie und lärmte etwas in seinen Ohren, mächtiger als aller Sturm. „Denk an dein Kind!" schrie es. Und schrie ohne Aufhören, daß ihm die Arme steif am Körper herabfielen und es ihn allmächtig wieder ans Land zog; so allmächtig, wie umgekehrt die Welle etwas ins Meer hinaus reißt, das sie erst zum Strande mit sich geführt hatte. Da er in seinem Eigensinn nicht gleich ins eigene Haus zurück mochte, ging er daran vorbei zu Beethmanns und rauchte dort seines Schwiegervaters Tabak, bis Miele ihn mit den Fragen forttrieb, ob eigentlich Marieken denken solle, daß er bei dem Wetter auf See sei? Und ob er sich nicht schäme, sein Haus mit einem Schwerkranken, einer kaum gesunden Frau und einem noch ungetauften Kinde in solcher Nacht allein zu lassen?

Jetzt stand er geblendet vom Licht der Lampe, noch immer betroffen über seine Begegnung mit Marieken und voll innerster Genugtuung über ihre Besorgnis. Mitten in der Stube stand er bereits, ohne recht nach Malte hingesehen zu haben.

„Gott sei Dank, daß du lebendig wieder da bist! Marieken hat 'ne schöne Angst um dich ausgestanden!" sagte indessen dieser so laut er konnte, um sich bei dem wieder losbrüllenden Sturm vernehmlich zu machen.

Gustav schüttelte sich vor Frost, rieb sich die Hände und schlug die Arme gegen seinen Körper wie ein paar Pumpenschwengel.

„Ich will dir noch schnell die Grütz wieder warm machen!" erklärte Marieken.

„Scht!" machte Malte. „Hörst du nich? Deine Mutter hat noch keine Zeit für dich! — Schweig still, lüttge Krabbe!"

Da erst gewahrte Gustav, daß der kranke Bruder sein Kind auf den Knieen hielt.

„Na, das is wahr! — Das is ja gar kein schlecht Wetter für dich, den Kleinen betuscheln!" rief er mehr heiter als verblüfft.

Andauernde Verlegenheit überkam ihn.

Halb freute ihn, was er sah, halb widerstand es ihm.

„Ja, ich hab mich als Kindsmagd bei dir verheuert," versuchte Malte zu scherzen.

Als Marieken wieder hineinkam, fand sie Gustav am Bett sitzen. Wieder wie am Nachmittag, streckte er, ein wenig grinsend, den Zeigefinger nach dem Kinde aus, um es an der Backe damit zu kitzeln.

„Mensch," sagte Malte, „mit den kalten Händen!"

„Na, so'n Pimperling wird das doch nich sein?!"

„Aber 'n Mann auch noch nich — obschon das einer werden will."

Die Brüder lachten. Aber Malte sah blaß aus; und Marieken glaubte, es werde ihm sauer, den Kleinen so lange auf den Knieen zu haben.

„Gib!" sagte sie. „Und du iß endlich zu Nacht, Gustav! — Oder hast du schon bei ihnen zu Haus gegessen?"

„Ne! Damit waren die lange über Seit."

Sorglich band sie das Kind wieder ins Tuch und ging mit ihm hinüber.

Als Gustav am Tische saß, hätten die Brüder auch bei lebhafterer Neigung dazu nicht viel miteinander reden können. Die Gewalt des Unwetters würde ihre Worte unterwegs verschluckt haben. Man hörte die See in der Stube brüllen, als stände man unmittelbar am Ufer und ließe die Wogen an sich emporspritzen. Und obwohl Marieken in der Dämmerung gut geheizt hatte, wehte es durch den kleinen, wenn auch für heimische Verhältnisse großen Raum wie frische, kalte Salzluft.

Nur einmal, als sich der Sturm wieder mit besonderen Kraftstößen über das Haus dahinwälzte, murmelte Malte: „Donnertausend, der fährt vierspännig!“

Aber er murmelte es wohl ausschließlich vor sich hin.

Immer froher und freier wurde ihm an diesem Abend, fast als säße er an Backbord und lenke das Steuer. So hatte es nicht bleiben können. Und so blieb es auch nicht! Sie hatten schon den neuen Kurs.

Es lag in der Luft.

Mühsam hob er den Kopf und lehnte ihn fest gegen die Kissen. Aber sein Ausdruck hatte etwas Sieghaftes.

Immer höher hinauf bis in den Top! Es war schön, über sich selbst hiauszuklettern.

Ob er sich's nun gerade gedankenhaft so zurechtlegte, oder nicht, jedenfalls fühlte er's so. Und es war auch nicht unfromm mehr.

Erstaunt wandte Gustav den Kopf und erstaunt richtete Malte seine Augen nach der Tür: Marieken war schon wieder da. — Mit dem Kinde.

„Ach Gott,“ sagte sie betreten, „drüben is das graulich kalt! Mein Feuer is ganz ausgegangen. Ich hatt' woll vergessen, zur Zeit nachzulegen. Nu dauert es was! — Ich kann da nich mit ihm bleiben. Und wenn ich'n noch so sehr einpack, er verklamt mir da.“

„Na, denn geh doch hier sitzen!“

„Herr Gott, wie das hier auch durchpusten tut!“

Hastig nahm sie das Tuch von ihren Schultern und hing es mit der Rechten geschickt vor's Fenster, das Maltes Bett zunächst war. Im linken Arm hielt sie das Kind.

Dann sah sie sich einen Augenblick wie suchend um Am Ofen stand Gustavs niedriger Schemel, auf dem er Netze zu flicken pflegte. Darauf setzte sie sich.

Nun erst fühlte sie ihre Müdigkeit und alles, was an diesem Abend durch sie hingegangen war.

Eine Sekunde lang schloß sie die Augen und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Ofen.

„Wird dir schlecht, Marieken?“ wollte Malte fragen. Aber er fragte es nicht.

Vielleicht schlief sie ein wenig ein, während drüben das Feuer wieder anbrannte!

Da wurde der Junge unruhig. Erst versuchte sie, ihn durch leises Hin- und Herwiegen wieder einzuschläfern, aber es gelang ihr nicht. Er legte sich auf lautes Weinen.

„Er wird hungrig sein!“ rief Gustav, selbst noch essend, vom Tisch aus hinüber.

Sie sah mit müden Augen nach der Uhr.

„Ja, seine Zeit is da. — Still doch! — Still!“

Wie im Traume schickte sie sich an, ihn satt zu machen. Und sowie sie ihm zu trinken gab, verstummte das kleine Lebewesen auch befriedigt.

Da freute sie sich; und ein seliges Lächeln ging allmählich über ihr Gesicht.

Malte sah lange reglos vor sich hin aufs Deckbett.

Dann hob er doch langsam die Lider. Welch ein Bild!

In Hamburg in einer großen Galerie hatte er einmal eine wunderliebliche Madonna gesehen.

An die dachte er.

* * *

Seit diesem Abend zog sich das Familienleben immer enger in Onkel Maltes Stube zusammen. Und je mehr es das tat, desto deutlicher fühlte er auch innerlich den Onkel in sich.

Er bekam noch manchmal ein Kind auf die Knie gelegt, auch wenn es nicht sturmflutartig um die Hütte herumtobte und keine aufs äußerste gestiegene Angst des Augenblicks Marieken zu ihm trieb.

Nach dem kleinen Gustav wurden noch zwei Mädchen geboren, so daß die häuslichen Lasten der jungen Frau von Jahr zu Jahr wuchsen.

Aber die Last war ihr nicht Last.

Uebrigens hielt sich Maltes Leiden lange auf derselben Höhe. Die Kinder waren im ganzen gesund — besonders die kleinen Mädchen — und aus dem schwer zu behandelnden Hausvater, dem einst hämischen Sonderling, der in schlimmer Zeit zum Wüterich ausarten konnte, wurde allmählich ein gemütlicher Knurrer.

Da sich der Altenkirchener Pfarrer noch einmal von langwierigem Siechtum erholt hatte, saß er nach manchem Gottesdienst auch wieder getreulich zur Seite von Maltes Lager.

Eines Tages meinte er, nachdem die Familie eine Weile in wechselnden Augenblicksbildern durchs Zimmer gegangen war: „Wie schön, lieber Piper, daß Sie hier nicht einsam liegen!“

„Ja, Herr Superndent! — und denken Sie — aufrichtig gesagt: Nun möcht ich noch gar nicht sterben. — Nun möcht ich noch wissen, was aus den Kindern wird. — Und — wenn die nachher fortgehen, ja natürlich wird es dann einsamer werden. — Aber — wir Großen halten ja auch zusammen.“

„Das weiß ich. Das seh ich, lieber Piper! Es ist gut gegangen, sehr gut! Gott hat Ihnen große Gnade erwiesen. Aber Sie sind auch tapfer gewesen.“

„Ach, ich!“ Doch plötzlich besann er sich: „Nein, warum soll ich mich selbst schlecht machen? Tapfer bin ich wohl auch gewesen. Aber Marieken, die hat es schwerer gehabt, als ich, Herr Superndent.“

„Ja, die Marieken, Ihre liebe Schwägerin! Das ist wohl eine wunderbare Frau! Man weiß nicht, wenn man sie jetzt ansieht, ob sie noch jung ist oder schon alt? So abgeklärt, so ausgereift erscheint sie. Und doch verliert sie niemals ihre schöne Kindlichkeit. Wie etwas Losgelöstes weht es durch ihre Züge. Als geschähe ein Wunder und man sähe einmal eine Seele von Angesicht zu Angesicht.“

Malte nickte.

„Immer freundlich — immer zufrieden;“ sagte er. „Und immer und ewig ist sie willig zur Hand.“

„Jawohl! — Und ich habe oft schon im Stillen gedacht, lieber Piper, daß Ihre Schwägerin ein eigentümlich von Gott begabter Mensch sei. Wenige, die so, wie sie, geführt wurden, hätten sich so entwickeln können.“

Malte lächelte glückstrahlend vor sich hin. Wie wohl ihm dies vertrauliche Gespräch tat!

Und der alte Herr sah es. Deshalb wurde er immer ausführlicher.

„Selbst, wenn sie lacht, ist sie vielleicht nie das, was man so landläufig lustig nennt,“ meinte er, „aber auch wenn sie weint, bleibt sie heiter.“ —

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Supernndent, woher das kommt: Sie möchte nie mehr was für sich haben. Sie denkt immer nur an andere.“

„Da haben Sie ganz recht! Sie behält immer das schöne Gleichgewicht derer, die nicht von dieser Welt sind. Sie hat ihr Ich hingegeben und wurde eine Persönlichkeit in Gott. Und das ist nichts Leeres. Das ist der Inhalt vom Inhalt. Solch eine Ichlosigkeit ist gerade das ihr Eigentümliche. — Auch in einem ganz modernen Sinne ist sie eine „Persönlichkeit“ geworden. Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verstehen, lieber Piper?“

„Ich denk denn doch, Herr Supernndent! — Man liest ja auch viel. — Alles mögliche! — Was man bekommen kann! — Und dann: Ich mein immer, die Bibel ist auch nicht leicht zu verstehen. Wenn einer sich da recht reinliest . . .“

„Ach, gewiß! — gewiß! — und es freut mich, daß Sie das selbst sagen und selbst herausgefunden haben. Unsere Bibel ist schwer zu verstehen — und bleibt die vornehmste Uebungsschule für die Sprache des Unaussprechlichen.“

* * *

Und die Jahre gingen hin. Merkwürdigerweise immer schneller, je älter die Menschen wurden und je lieber der eine oder andere von ihnen die fliehenden vielleicht noch festgehalten hätte.

Die Kinder wurden groß und mußten das Elternhaus verlassen. Die Mädchen tat man in den Dienst, nachdem sie noch mancherlei Handfertigkeiten erlernt hatten; und der kleine Gustav — denn er blieb klein, wie sein Vater — ging zur See.

Aber bevor er auszog, ließ Onkel Malte ihn noch einmal mit einer gewissen Feierlichkeit an sein Bett kommen und sagte ihm, daß er brav und rechtschaffen bleiben und nicht auf das dumme und böse Geschwätz anderer hören solle. „Denn,“ schloß er, „die Bösen, das sind auch immer die Dummen, Gustav! Das kannst du dir man merken.“ —

Als vor Jahren Mariekens Brüder ebenso in die Ferne gegangen waren, erst August und dann Wilhelm, ihr Liebling, hatte sie ihm vertrauensvoll damit angelegen, daß er die Ausziehenden zum Guten ermahnen solle: „Nimm du sie ins Gebet, Malte! Du weißt, Vater mag so was nich und Gustav kann das nich!“

Erst wehrte er sich: „Soll ich andre ermahnen — und bin selbst nich gewesen, wie ich hätt sein sollen?“

„Eben deshalb!“ entgegnete sie da mit ebenso großer Einfachheit als Bestimmtheit, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie eine Wahrheit aussprach, die ihn tief ergriff und tröstete. „Du weißt besser als andere, wie weh das nachher tut.“

Daran dachte er, als nun auch der kleine Gustav fortmußte, und ließ sich nicht erst von ihr bitten, zu reden.

Und sie wußte, daß er es tun würde, auch ohne daß sie ein Wort darüber verlor. War er doch „Onkel“ Malte!

Und der ist er geblieben. Auch seit die Jungen davon sind, um nur dann und wann wieder ins Nest hinein zu gucken, in dem für gewöhnlich die Alten einförmig beieinander leben.

Maltes Gebrechlichkeit nimmt langsam zu. Sein Haar lichtet sich bereits über der hohen und seine Augen sind immer häufiger angegriffen. Aber wenn er nicht lesen kann, liest, wie vor Zeiten, Marieken ihm vor. Seit die Kinder groß sind, hat sie wieder mehr Zeit für sich und deshalb für — ihn.

Sie ist noch immer, wie sie war: eine schlanke Gestalt mit der leicht vornüber geneigten Haltung derer, die viel haben arbeiten müssen. Mit einem Gesicht, nicht mehr jung — und auch wieder noch sehr jung; denn es trägt noch immer seinen rührenden Ausdruck kindlicher Hingebung.

Wenn der alte Herr Superintendent noch lebte, würde er dasselbe über sie zu sagen haben, wie damals, als er sich so warm und unumwunden zu Malte äußerte.

Gustav ist verhältnismäßig rüstig und oft voll behäbiger Laune.

Vater Beethmann aber starb nach kurzem Krankenlager. Auch der alte Rotsprack ruht längst unter der nämlichen Friedhofserde, zu der er im Laufe der Jahre so manchem seiner „Kompagnie“ das Geleit gegeben hatte.

Strohmeyers blieben bis zu diesem Tage frisch und redselig.

Und die jungen Rotsprack'schen Söhne sind heißspornige Männer geworden.

Das neue Geschlecht des Dorfes nimmt stellenweise auch einen neuen Charakter an.

Manches Prachtstück vom Vitter Ufer und von den Vitter Sitten wird alljährlich abgespült. Anderes dafür freilich unmerklich wieder angeschwemmt.

Und Gustav Piper ist stolz darauf, daß sein Haus eine Art von Mittelpunkt bleibt; sei's für die Alten, sei's für die Jungen. Natürlich hat er das nicht sich selbst zu verdanken. Aber es stört ihn nicht, daß „Onkel Malte“ die allgemeine Anziehungskraft für die Nachbarn ist.

Er schmunzelt sogar vergnügt, wenn, wie neulich, noch zu später Abendstunde Frau Miele, die den jüngsten Rotsprack geheiratet hat, in die Fa=

milienstube stürzt und — ihren Mann im Schlepptau haltend — losbricht: „Sag ihm mal Bescheid, Onkel! Er is der richtige Querkopf! 'n Schafskopf is er! 'n Roter! — Ich könnt ihm das woll auch sagen — aber du kannst das besser. Ich hab doch keine Zeit, mich alltags mit so was zu befassen, aber du kennst dich in allem aus, auch im Polit'schen!" — —

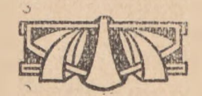
Ja, er kennt sich wirklich nachgerade in vielem aus

Siebzehn volle Jahre liegt er nun auf dem Siechbett. Aber noch heute würde er zu seinem alten geistlichen Herrn sagen können: „Aufrichtig, Herr Superndent, ich möcht jetzt noch nicht sterben!" Denn noch immer hängt er an all den Seinen. — Auch an den Gedanken, die ihm kommen und gehen, und an den Büchern, die er liest.

Nur selten gibt es einen Tag, an dem er doch einmal auf den Tod wartet.

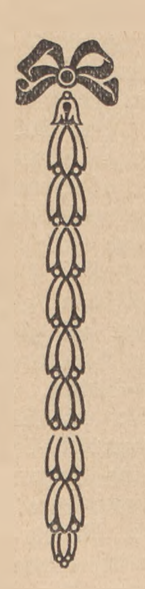
Wie gut! denn vielleicht hat er noch lange zu leben.

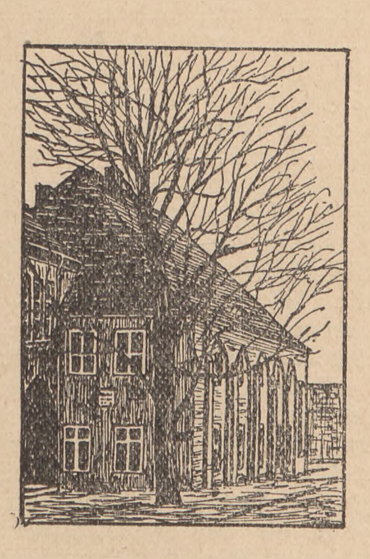
Möchte er nur Marieken nicht überleben! —

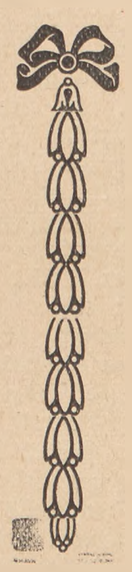


Einweihung der Stadtbücherei zu Pyritz.

Von **W. Puchta**, Pyritz.







In einer einfachen, aber würdigen Feier wurde am 21. Juni das altehrwürdige Klostergebäude erneut seinem ursprünglichen Zwecke, Volksbildung zu verbreiten, wieder zugeführt. In sinniger Weise leitete ein Lied des im Jahre 1811 in dem Klostergebäude geborenen Dichters F. Brunold, sein „Heidegrab", die Feier ein, worauf Herr Direktor Dr. Ackerknecht-Stettin das Wort ergriff, um der jüngeren Pyritzer Schwesterbücherei die Glückwünsche der älteren Stettiner zu übermitteln. Er gab seiner Freude Ausdruck über das viele Gute, was die Bücherei bietet, und wies auf den derselben eigenen Vorzug der Intimität, Uebersichtlichkeit, Schlichtheit und freundlichen Würde hin. Redner zollte dem Herrn Bürgermeister Anerkennung für sein der Sache gewidmetes Verständnis und Interesse, ebenso Herrn Konrektor Koeppen für seine zielbewußte Tatkraft, die zur Gründung der Bücherei führte und durch die er seine Befähigung zum Büchereiverwalter bewiesen habe. Es sei klassischer Boden, auf dem die Pyritzer Bücherei gegründet sei, auf dem schon Bischof Otto im Interesse der Volksbildung gearbeitet habe und der unsere Bücherei auch weiter dienen solle, für welchen Zweck auch ferner Opfer gebracht werden müssen.

Herr Konrektor Koeppen wies hierauf in seiner Ansprache auf die ersten Anfänge der Pyritzer Volksbücherei hin. Fast genau acht Jahre seien es

her, daß die erste Volksbücherei hier mit 200 Bänden eröffnet wurde. Heute umfaßt die Stadtbücherei über 6000 Bände und entspricht damit der bei Gründung gehegten Absicht, etwas Großes zu schaffen. Redner leitete das ihm zugewiesene Verdienst um das Zustandekommen der Stadtbücherei ab auf die städtischen Behörden, die ihm stets wohlwollendes Entgegenkommen bewiesen hätten, ferner auf alle, die ihm selbstlos bei der Einrichtung der Bücherei geholfen haben und auf die Beratungsstelle für Volksbüchereien, Herrn Dr. Ackermann-Stettin. Alle, die am Zustandekommen der Volksbücherei gearbeitet haben, haben dies selbstlos und ohne Entgelt getan, aber sie haben sich Erinnerungspunkte an achtjährige Volksbildungsarbeit im Büchereiwesen geschaffen, die gewiß wertvoll sind. Der äußere Ausbau der Stadtbücherei könne nur nach seiner Vollendung auf Jahre hinaus so bleiben, der innere Ausbau aber müsse weiter fortgesetzt werden. Redner richtete zum Schluß an Herrn Bürgermeister Nehm die Bitte, die Bücherei in die Obhut und den Schutz der Stadt Pyritz zu übernehmen und knüpfte daran die Hoffnung, daß die Stadtverwaltung der Bücherei auch weiter ihr wohlwollendes Interesse widmen werde zum Segen der Stadt und aller, die von der Bücherei Gebrauch machen. Herr Bürgermeister Nehm richtete Worte des Dankes an Herrn Dr. Ackerknecht. Dessen dem Redner gespendetes Lob gebühre nicht ihm, sondern dem Magistrat, der die Mittel zur Einrichtung der Bücherei bewilligt habe. Er dankte im besonderen Herrn Konrektor Koeppen, der seinen Willen in die Tat umgesetzt und die städtische Bücherei geschaffen habe. Die städtischen Behörden könnten sich freuen, eine Bücherei zu haben, wie sie nur größere Städte besitzen. Mit der Einweihung sei die Volksbücherei zu einem Abschnitt, zu einem Höhepunkt gelangt, jedoch nicht zu einem Gipfelpunkt. Man müsse ihn vielmehr als den Rand einer sanft ansteigenden Höhe betrachten, auf der man rüstig weiter schreitet. Gewiß wird es auch manchen geben, der einer Stadtbücherei und ihrer Entwickelung gleichgültig gegenüber steht, aber das darf nicht hindern, in der Volksbildungsarbeit fortzufahren, denn Analphabeten sind es nicht, die den Weltkrieg führen und bisher siegreich blieben. Möge der Geist des Dichters Brunold auf die Stadtbücherei, die Redner der Leitung des Herrn Konrektor Koeppen anvertraute, schauen und ihm die Erkenntnis bringen, daß Rosen auch auf seinem Grab blühen. Damit war die Einweihung vollzogen. Es erfolgte eine Besichtigung der neugeschaffenen Bücherei, die allgemeine Ueberraschung bot sowohl über die geschmackvolle, sinnige und gemütliche Einrichtung der Räume wie über die übersichtliche Anordnung der Bücher. Jedenfalls ist mit ihr etwas Hervorragendes geschaffen worden, wie es wohl keine Stadt in der Größe von Pyritz aufzuweisen hat und worauf die Pyritzer stolz sein können. Die reiche Auswahl in Büchern der Unterhaltung und des Wissens wird für alle Bedürfnisse der Leser etwas enthalten. Nicht vergessen soll werden, zu erwähnen, daß zur Ausschmückung der Räume wesentlich hochherzige Spenden zahlreicher Freunde unserer Bücherei beigetragen haben. Durch weitgehendes Entgegenkommen des Pommernverlages zu Stargard ist unsere Bücherei in der Lage, in den nächsten Wochen ein Verzeichnis über eine ca. 1000 Nummern umfassende Abteilung Musikalien herausgeben zu können. Durch diese Erwerbung steht unsere Bücherei mit Ausnahme der Stettiner einzig in der Provinz da. — Der Einweihungsfeier der Stadtbücherei voran ging eine Versammlung, die den Zweck hatte, das Verständnis für Büchereiwesen in sämtliche Kreise der Bevölkerung hineinzutragen. Deshalb waren auch die Schüler und Schülerinnen der obersten Klassen unserer höheren Lehranstalten eingeladen. Die betreffenden Zöglinge des Seminars und die Schülerinnen der I. des Lyzeums erhielten darauf auch von ihren Schulleitern die freundliche Erlaubnis, der Einladung folgen zu dürfen und waren auch vollzählig erschienen. In einleitenden Worten hob Herr Konrektor Koeppen hervor, wie hinsichtlich der Pflege des Büchereigedankens Pyritz unter den pommerschen Städten mehrmals an der Front zu finden gewesen sei und ging dann auf die gewaltige Bedeutung des Buches für unsere Kriege über, die so groß sei, daß man getrost deutsches Buch und deutsches Schwert als gleichwertige Waffe bezeichnen könne. Den Hauptvortrag hatte Herr Direktor Dr. Ackerknecht-Stettin. Herr Dr. Ackerknecht, der durch seinen für die Teilnehmer so überaus fruchtbaren und anregenden Kursus für Büchereiverwalter der Provinz Pommern im April dieses Jahres zu Stettin sich große Verdienste um die Förderung der Sache, für die er mit so viel Liebe und Verständnis eintritt, erworben hat, wandte sich in seinen Ausführungen vornehmlich an die zahlreich erschienenen Verwalter kleiner Büchereien auf dem Lande, erläuterte in grundlegenden Zügen das Wesen, Vorteile und Gefahren der Wanderbücherei und gab aus der Fülle seiner Erfahrungen mancherlei Ratschläge. Mit gespanntem Interesse folgte die Versammlung seinen lehrreichen Ausführungen.



Vereinsberichte.

Messenthiner Waldverein zu Stettin. Ortsgruppen: Ziegenort, Neuwarp-Altwarp, Jasenitz. 1915: 1500 Mitglieder. — Jahresbeitrag 1 Mark.

Das im schönsten Maiengrün prangende Messenthin war am Sonntag, den 14. Mai, bei prächtigem Frühlingswetter das Ziel einer großen Zahl Natur- und Wanderfreunde; tagte hier doch zu gegenseitiger Aussprache in der Waldhalle der Messenthiner Waldverein. Es ist ein guter Brauch, die Jahresversammlung an der Stätte der Wirksamkeit — außerhalb der Mauern Stettins — abzuhalten. Die vielen Mitglieder, die bei der Eröffnung der Sitzung, nachmittags 4 Uhr, begrüßt werden konnten, sind ein vollgültiger Beweis für das dem Waldverein entgegengebrachte Interesse. In einem poetischen Erguß gab Oberpostsekretär Milbradt dieser Stimmung in trefflicher Weise Ausdruck. In Vertretung der zum Heeresdienst einberufenen beiden Vorsitzenden leitete Lehrer Kaiser die Versammlung, während Germaniabeamter Küster die Führung des Sitzungsberichtes übernahm. Aus dem vorgetragenen Jahresbericht war zu entnehmen, daß der Waldverein im vergangenen Jahre eine vielseitige Wirksamkeit entfalten konnte. Neue Waldwege wurden bezeichnet, an geeigneten Stellen Ruhebänke und Papierkörbe aufgestellt; auch die Erhaltung des bereits geschaffenen nahm einen großen Teil der Arbeitskraft in Anspruch. Nicht nur in Messenthin und Pölitz, sondern auch in Neuwarp—Altwarp und Ziegenort sind Auskunftsstellen errichtet worden, wo jede gewünschte Auskunft erteilt wird. Seit einiger Zeit machten sich an der Herzogseiche Verwitterungserscheinungen bemerkbar, die den ferneren Bestand des Baumes gefährdeten. Diese sind jetzt beseitigt. Eine Inschrift weist darauf hin, daß dieses Naturdenkmal, dessen Alter auf 700 Jahre geschätzt wird, vom Waldverein gepflegt wird. Im Schatten dieses Veteranen aufgestellte Bänke laden den Wanderer zu längerer Rast ein. Ferner hob der Bericht hervor, daß verwundete Feldgraue oft die Gäste des Waldvereins waren; mit ihnen wurden Dampfer- und Wagenfahrten in unsere schöne pommersche Heimat unternommen. Dem Krieger-Genesungsheime des Buchheidevereins konnte man im verflossenen Jahre eine namhafte Spende, zusammengebracht von Mitgliedern des M. W. V., überreicht werden. Es ward darauf hingewiesen, daß die Wintersnöte der Vogelwelt, dank einer staatlichen Beihilfe und des Stettiner Tierschutzvereins, durch andauernde und ergiebige Fütterung zu mildern versucht wurde. Im ausgedehnten Waldgebiet von Stettin, Messenthin, Jasenitz, Ziegenort, Rieth und Neuwarp sind 20 Futterstellen eingerichtet worden; die gefiederten Sänger des Waldes finden hier zur Winterszeit stets einen gedeckten Tisch. Durch zahlreiche an den Bäumen angebrachte Nistkästen wird weiter für den Vogelschutz gesorgt. Die vom Kassenführer zusammengestellte Uebersicht ergibt bei einem Mitgliederbestande von 1276 eine Einnahme von 2237 Mark, dem eine Ausgabe von 1670 Mk. gegenübersteht. Der Vermögensbestand erhöhte sich auf 2392 Mark. Der eiserne Bestand ist hiervon mit 1000 Mk. in Kriegsanleihe festgelegt. Die von den Kassenprüfern beantragte Entlastung wurde erteilt. Zur Annahme gelangte sodann der Haushaltsplan; er schließt in Einnahme und Ausgabe mit 1200 Mk. Durch Zuruf erfolgte die Wiederwahl der satzungsgemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder. Von den eingegangenen Anträgen ist der des Stettiner Verkehrsvereins hervorzuheben. Der Verkehrsverein bereitet die Herausgabe eines Führers durch Stettin und Umgegend vor; die hierzu gewünschte Mithilfe des Waldvereins wird zugesagt. Zum Schluß der Sitzung kamen Eisenbahnschmerzen zur Erörterung. Der königlichen Eisenbahndirektion wird die Bitte unterbreitet, ab Pölitz nach Stettin sonntäglich zwischen den beiden Zügen 5,38 und 8,50 Uhr nachmittags einen Zwischenzug verkehren zu lassen. Es ist ein dringender Wunsch der im schönen Messenthiner Wald Erholung suchenden Stettiner Familien, einen Zug zur Heimfahrt bewilligt zu erhalten, der etwa 7,30 Uhr Messenthin verläßt. Der Vorstand wies empfehlend hin auf das vortrefflich geleitete Organ des Waldvereins „Unser Pommerland"; die Nummern des letztverflossenen Jahrganges lagen zur Ansicht aus. Hiermit war die Tagesordnung erschöpft. Mit einem Hoch auf den Vorstand des strebsamen Waldvereins fand die 10. Hauptversammlung ihren Abschluß. — Der sich anschließende Spaziergang zur Kaisereiche sowie die photographische Aufnahme der Mitglieder und Familien fanden freudigen Beifall.

Carl Küster, Stettin.

* * *

Pommern-Bund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art. Sitz: Berlin-Steglitz. Jahresbericht. : :

Auf ein überaus erfolgreiches Vereinsjahr, das zweite seit seinem Bestehen, kann der „Pommern-Bund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art, Berlin-Steglitz" zurückblicken. In seinem Bestreben, Mitglieder und Freunde des Bundes mit den Werken berühmter pommerscher Landsleute bekannt zu machen und diese selbst seinem Kreise zuzuführen, hat der Bund weitgehende Unterstützung gefunden, dabei aber auch nicht der Nöte der Kriegszeit vergessen, um da und dort, wenn auch zu einem bescheidenen Teile, helfend einzugreifen. So fand ein Ernst Moritz-Abend am 13. Nov. 1915 zum Besten des Marine-Korps in Flandern statt; als Mitwirkende waren gewonnen: Architrat Dr. E. Müsebeck, der einen tiefdurchdachten Vortrag über den Dichter und Patrioten hielt; Dr. Gust.

Manz (Rezitation), A. N. Harzen-Müller (Gesang), Eduard Behm (Klavier). Im Dezember veranstaltete der Bund eine Weihnachtsbescherung von 10 Verwundeten. Der Januar 1916 brachte einen Hans Hoffmann-Abend, den mehrere Mitglieder der Familie des Dichters beiwohnten. Den Vortrag über Letzteren hatte der bekannte Literarhistoriker Prof. Dr. Eduard Engel übernommen; den gesanglichen Teil des Abends bestritten Hofopernsängerin Else Wichgraf und Konzertsängerin Valerie Zitelmann, den rezitatorischen Katharina Zitelmann und Helene Ziegel. Im Februar folgte ein Ernst Eduard Taubert- und Eduard Behm-Abend und zwar zum Besten des am 25. Januar abgebrannten Kinderheims Poblotz i. Pom.), dessen Ehren-Vorsitzende Exc. Gräfin von Schwerin-Löwitz mit anderen Mitgliedern der Hofgesellschaft dem Abend beiwohnte. Durch die Mitwirkung der Damen Elisabeth Ohlhoff und Ella Schmücker, des Steiner-Bothstein-Quartetts und die von den beiden Komponisten übernommene persönliche Begleitung am Flügel erhielt die Veranstaltung ein musikalisch-vornehmes Gepräge. Am 4. März gab es zum Besten der Eisernen Tür im Steglitzer Rathause einen Henning v. Koß-Abend, am 11. April einen Zitelmann-Abend, am 27. Mai einen Robert Prutz-Abend, zum 100. Geburtstage des Dichters und endlich am 24. Juni einen Kriegslieder-Abend zum Besten von Hinterbliebenen der Besatzung des am 31. Mai verloren gegangenen Linienschiffes „Pommern". Durch diese Abende war es dem „Pommern-Bund", Berlin-Steglitz, vergönnt, mehrere hundert Mark für Wohltätigkeitszwecke aufwenden zu können. Seine Leitung, die auch heute noch — wie am Tage der Bundesgründung — in den bewährten Händen des Herrn Musikschriftstellers Erich Müller-Steglitz liegt, kann stolz sein auf solche schönen Erfolge, wie sie ein landsmannschaftlicher Verein wohl selten aufzuweisen vermag. — Das Bundeslokal ist die Loge Steglitz, Albrechtstr. 112 a. Der Mindest-Jahresbeitrag ist auf nur M. 3.— bemessen.

Aus der Zeit.

Robert Prutz 1816—1916!

Die Unterzeichneten erlassen folgenden Aufruf, dem wir hier gern Raum geben.

Stettin, im Juni 1916.

An unsere pommerschen Landsleute!

Am 30. Mai d. Js. wurde der 100. Geburtstag des Dichters Robert Prutz in Berlin, Dresden, Zürich und anderen Orten festlich begangen. Auch in seiner Vaterstadt Stettin fand eine Gedächtnisfeier statt. Alle größeren deutschen Zeitungen brachten Würdigungen des Dichters. Daß gerade Pommern allen Grund hat, sich seines Sohnes zu erinnern, bewies die erhebende Stettiner Feier auf das schlagendste. Selbst die wenigen vorgetragenen Proben aus Prutzens Dichtungen ließen erkennen, daß der Reichtum seiner Geistesschätze verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Robert Prutz ist selbst in seiner pommerschen Heimat wenig bekannt. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß alle seine Werke vergriffen sind.

Deshalb haben sich die Veranstalter des Robert-Prutz-Abends auf vielfache Anregung entschlossen, im Verlag von Fischer und Schmidt, Stettin, ein Robert-Prutz-Gedenkbuch herausgegeben. Darin soll außer einer Lebensbeschreibung das Wertvollste und bis heute stark Lebendige seiner Werke gebracht werden. Man wird mit Genugtuung feststellen, ein wie kerndeutscher Mann der oft verkannte Dichter war. Die Herausgeber wollen damit zugleich einer Pflicht genügen, welche die Heimat unseres Landsmannes zu erfüllen berufen ist.

Sie rechnen auf eine weitgehende Unterstützung durch alle Gebildeten.

Dr. Ackerknecht, Dürer-Gesellschaft. Hugo Kaecker, Bund Heimatschutz. Hermann Ploetz, Landesverein Pommern.

Stettiner Lehrerverein.

Vom Allgemeinen Plattdeutschen Verband in Berlin wird uns geschrieben:

Ludwig Frahm.

Einer der bekanntesten niederdeutschen Dichter, Ludwig Frahm, der Verfasser vieler plattdeutscher Spaßbücher und heimatkundlicher sowie volkskundlicher Schriften, begeht am 25. Juli dieses Jahres seinen 60. Geburtstag. Er ist in der Nähe Hamburgs, in Timmerhorn, im Jahre 1856 geboren und wurde, „wil he" — wie er selbst erzählt — „man bannig lütt blew" und sich zum Bauern nicht eignete, zum Lehrerberuf bestimmt. Er erzählt im Juliheft des „Eekbom" selbst, wie er zunächst als Unterlehrer an verschiedenen Schulen wirkte, und wie er die Menschen, groß und klein, in seiner Art beobachten lernte, und wie er da schon die Fähigkeit hatte, allen Menschen, ob jung, ob alt, etwas besonderes abzulauschen. Er wirkt jetzt in Poppenbüttel an der Alster und zählt dort den ganzen Bauernstand des Kreises Stormarn zu seiner Gemeinde, die aber von Jahr zu Jahr sich aus Städtern der benachbarten Großstädte, nicht zuletzt Hamburgs, vergrößert. Seine heimatkundlichen und volkskundlichen Bücher, darunter besonders die Heimatkunde des Kreises Stormarn, sind hochdeutsch geschrieben. Alles andere, was er sonst zu sagen hat, schreibt er plattdeutsch. Von seinen plattdütschen Spaßbökern und Vertelln erwähnen wir besonders „Eeken un Floh", „As noch de Trankrüsel brenn", das soeben reich illustriert von dem ebenso launig zeichnenden Künstler Theodor Herrmann in 2. Auflage herausgekommen ist, und sein neustes

Buch „Wenn de Scharrnbulln brummt“, das gerade rechtzeitig zu seinem 60. Geburtstag auf den Markt gebracht wird.

Er sieht die Welt und die Menschen mit eigenen Augen an. Er sieht viel mehr als wir alle, hört auch viel mehr als wir alle. Darum sind auch alle Menschen, die er uns vorstellt, so lebenswahr. Darum zeigt sich uns das Leben auch der kleinsten Menschen, mögen sie noch so fern der großen Verkehrsstraße wohnen, so reich und groß. Und immer findet er eine freundliche Seite heraus. Hinter allem Spaß und Ulk guckt der Ernst, das Starke und Bezwingende des Lebens hervor, aller Ernst aber, alle Gewalt des Lebensschicksals wird gemildert durch die heitere Miene, mit der der Alte aus Poppenbüttel alles ansieht. Darum nennen wir seine Bücher mit Recht Spaßbücher, und der Hamburger Dichter Hermann Claudius legt in seinem Gedenkartikel im „Eekbom“ besonderen Wert darauf, diese Seite des „Olen ut Poppenbüttel“ hervorzuheben. Gleichwertig neben den Spaßbückern stehen seine beiden Kriegsgedichtbücher: „Röhrt de Hann' un sned't de Bann'!“ und „Leewer dod as Slav!“, die wie alle anderen Bücher in Richard Hermes Verlag in Hamburg erschienen sind.

Wenn wir uns das neuste Buch „Wenn de Scharrnbulln brummt“ ansehen, so müssen wir sagen, daß die 60 Jahre dem Alten nichts haben antun können. Noch ist seine ursprüngliche Kraft ungebrochen, noch sprudelt sein Humor in alter Frische, so daß seine Freunde darauf rechnen können, daß dieses Buch noch nicht den Schlußstein seiner Werke bedeutet. Er hat sicher noch viel in seinem Kasten liegen, und er wird hoffentlich noch lange mit seinen hellen Augen Umschau halten und das, was er sieht und hört, zu einem, eben nur ihm möglichen, humoristischen Bilde gestalten.

H. O. Z.

*

August Seemann †.

Mit schweren, schmerzlichen Verlusten durch den Krieg hat auch die plattdeutsche Bewegung zu rechnen. So hat der Tod erst in den letzten Wochen zwei Opfer gefordert: In der Seeschlacht vor dem Skagerrak fand der Hamburger Romandichter Gorch Fock den Heldentod und am 2. Juli fiel August Seemann, der mecklenburgische Lyriker und Erzähler, bei einem Minengefecht im Westen. August Seemann, der im 44. Lebensjahre stand und als Lehrer in Berlin lebte, hat eine Reihe plattdeutscher Bücher veröffentlicht, sein letztes im vergangenen Herbst. Er nahm als plattdeutscher Dichter einen eigenen Standpunkt ein. Ausgehend von der richtigen Ueberzeugung, daß sich in Plattdeutsch alles sagen lasse, hat er in vorzüglichen Stimmungsgedichten alles, was er als denkender Mensch auf dem Herzen hatte, zum Ausdruck gebracht. Ein eigener Reiz geht von seinen Gedichten aus, dem sich niemand zu entziehen vermag. Auch seine Erzählungen, die leider nur einen Band seiner Werke füllen (sämtlich in dem Verlage von W. Röwer, Berlin) verraten dieselbe eigenartige Dichterpersönlichkeit, in der sich Ernst und Humor, wie so oft bei plattdeutschen Dichtern, vereinigte finden. August Seemann gehörte dem Vorstande des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes an und war ständiger Mitarbeiter der plattdeutschen Halbmonatsschrift „De Eekbom“, die der Verband in Richard Hermes Verlag Hamburg herausgibt.

az.

*

Büchereiwesen.

Bei der Zentrale für Volksbücherei, Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 6-7 sind am 1. Mai ds. Js. Lehrkurse für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen und Volksbibliotheken eröffnet worden. Im laufenden Sommerhalbjahr werden nachstehende Unterrichtsstoffe behandelt:

Elemente des Bibliothekswesens. Dr. Ladewig.
Bau und Einrichtung der Volksbücherei. Reg.-Baumeister Mac Lean.
Geschichte des Buches und Druckes. Prof. Dr. Loubier.
Allgemeine Bibliographie. Oberbibl. Dr. Kaiser.
Das Volksbildungswesen. Prof. Dr. Fritz.
Litterargeschichtliche Uebungen für Volksbücherei. Dir. Dr. Ackerknecht.
Lateinisch. Prof. Dr. Diehle.
Buchführung und Geschäftskunde. Mantzke, Doz. a. d. Handelshochschule Berlin.
Stenographie und Maschinenschreiben. Conrad.
Bibliotheksschrift. Dir. Dr. Ackerknecht.
Buchbinderei. Buchbindermeister Steffens.

Meldungen zu den Kursen sind so zahlreich eingelaufen, daß nur die Hälfte derselben berücksichtigt werden konnte. Neuaufnahmen finden erst Ostern des Jahres 1917 statt.

*

Berichtigung.

Herr Dr. Batlow, Pastor zu Liegnitz, schreibt uns:

In Heft 8—9 des 3. Jg. 1915-16, S. 227, bringen Sie unter der Ueberschrift: „Eine Heldentat des Statthalters der Provinz Pommern“ den Bericht über die Rettung einer österreichischen Mörserbatterie durch Prinz Eitel Friedrich. Trotz der „bestunterrichteten Quelle“, dem österreichischen Pressequartier, liegt hier eine Personenverwechslung vor. Prinz Eitel Friedrich wurde am 1. August 1914 zum Kommandeur des 1. Garderegiments z. F. ernannt und ist m. W. auch später niemals beim 5. Armeekorps gewesen. Der Retter jener Mörserbatterie war vielmehr Prinz Oskar von Preußen, der bei der Mobilmachung zum Regimentskommandeur der Liegnitzer Königsgrenadiere ernannt wurde und als solcher bis zu seiner Er-

krankung (Ende Septbr. 1914) immer einer der Vordersten in den Kämpfen des Regiments gewesen sein soll.

Die Personenverwechslung ist erklärlich, da der berichtende Augenzeuge weder den Prinzen Eitel Friedrich noch den Prinzen Oskar persönlich gekannt, vielmehr erst in Metz den Namen des Retters der Batterie erfahren hat, von wem, sagt er nicht. Dieser sein Gewährsmann hat aber geirrt. Das Liegnitzer Tageblatt hat s. Z. diesen Irrtum berichtigt. Um eine Legendenbildung über den pommerschen Statthalter nicht Wurzel fassen zu lassen, erlaube ich mir, Ihnen von dem Irrtum Kenntnis zu geben, und würde mich um der Sache willen freuen, wenn Sie diese Mitteilung verwerten wollten.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung und dem herzlichen Wunsche, daß „Unser Pommerland" in dieser schweren Zeit durchhalten möge, bin ich

Ihr sehr ergebener
Dr. Batlow.

* * *

Zeitschriftenschau.

Norddeutsche Monatshefte.

Drei=Türme=Verlag, Hamburg. Jährl. 5.—.

Vom 3. Jahrgange liegen die ersten sechs Hefte vor. Aus dem reichen Inhalt der überraschend billigen und recht empfehlenswerten Zeitschrift soll an dieser Stelle vor allem die Artikelreihe von Hans Much: Nordische Backsteingotik hervorgehoben werden. Das erste Heft bringt den Abschnitt: Rathausgiebel, das nächste: Stadttore, das dritte Kirchengiebel. Im vierten finden wir eine Abhandlung über Ordensburgen, im fünften über Lüneburg. Sämtliche Artikel sind reich und vorzüglich illustriert.

* * *

Aus der Werkstatt des Pommernverlages.

Professor Droß †.

Durch den Tod des Herrn Professor Droß=Stargard ist unserm Pommernverlage ein schwerer Verlust zugefügt worden, dessen poetischer Feder wir manch wertvollen Beitrag zu verdanken hatten. Seine Epik wurzelte in glühender Vaterlandsliebe und Liebe zum angestammten Herrscherhause. Seinen „Hohenzollernoden", darunter sich meisterliche Gesänge befinden, sind deß Zeugnis. Droß besaß ein überaus feines Stilgefühl, und sein Roman „Unser Klaus" hat vor manchem anderen schon den Vorzug schöner Sprache. Der Verewigte besaß ohne Frage Phantasie und poetische Darstellungsgabe in hohem Maße, und an seinem Lebensabende hätte sein gereifter Blick und die Fülle seiner Erfahrungen uns vielleicht noch manches schöne Werk beschieden. Nun hat ihm viel zu früh der Tod die Feder aus der Hand genommen. Seine letzte größere Erzählung war die im „Pommerland" veröffentlichte Geschichte aus alten Pommerschen Tagen „Die Liebelose".

*

Neue Bücher des Pommernverlages.

Mit großer Freude kann unser Verlag ankündigen, daß er ein Büchlein des Herrn Gymnasial=Direktors Dr. Gustav Eskuche=Stettin herausbringen konnte, das gerade zu rechter Zeit erscheint: „Deine Heimat in und nach dem Weltkriege".

Was auch das Buch alles bringt, so verschiedenartig es ist, eins ist sämtlichen Gedanken, die es enthält, gemeinsam: eine tiefe, warme Liebe für Heimatland und Heimatvolk und ein inniges Verständnis für das, was uns not tut, wenn wir des Segens, das in dem Worte Heimat liegt, in vollen Maße teilhaftig werden wollen.

Von der Reichhaltigkeit des Gebotenen kann man sich am besten einen Begriff machen, wenn man das Inhaltsverzeichnis aufmerksam durchliest. Wir finden da: Drei Heimatlieder: — Daheim. — Rund um die Stadt herum. — Die Straßennamen. — Zeichnen und Photographieren. — Die Kirchenglocken einer Landschaft. — Der Bach oder Fluß Deines Heimatortes. — Das Meer. — Die Heimat im Spiegel der Ort= und Landesgeschichte. — Heimatliche Literaturgeschichte. — Heimatlied, Heimwehlied. — Die Heimat in Gemälden und Bildwerken von Meistern. — Heimatdichtung. — Die Tiere der Heimat. — Blumen und Bäume der Heimat. — Heimatlicher Gesang. — Wandern. — Der Heimatpflege höchstes Ziel. — Vorwort zur Heimatbücherei. — Die Ehrenförderer der Heimatbücherei. — Verzeichnis der Heimatbücherei. — Bilder.

Das Buch ist durch eine große Reihe prächtiger Bilder geschmückt. Seine Herausgabe ist kein geschäftliches Unternehmen, denn laut Bestimmung des Verfassers wird der Reingewinn der „Unterstützungskasse für die Hinterbliebenen der gefallenen Unteroffiziere und Mannschaften des Grenadier=Regiments No. 2" überwiesen.

*

„Das ist das schöne Stargard!"

Dichtungen von Ludwig Hamann — mit Federzeichnungen von Hanni Meinhold. Der Verfasser des hübsch ausgestatteten Werkchens steht unserem Blatte zu nahe, als daß wir, ohne in den Verdacht des Eigenlobes zu kommen, darüber urteilen dürften, doch ist das schmucke Büchlein, dessen Ertrag zum Teil dem Roten Kreuz zugeführt wird, recht zu empfehlen. (Pommernverlag Preis 1 Mk.)

Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Hamann. Verlag: Pommernverlag Max Mallin.
Druck: F. Hendeß, G. m. b. H., sämtlich in Stargard i. Pomm.